
Rezensionen zum Thema ,Elternschaft‘

Antonia Ingelfinger

„Mothering“

Frauen Kunst Wissenschaft. Halbjahreszeitschrift, Heft 38: Mothering, Marburg 2004 (Jonas Verlag, 96 S., 13,00 €).

Mit dem Schwerpunktthema ‚*Mothering*‘ schaltet sich die halbjährlich erscheinende Zeitschrift *Frauen Kunst Wissenschaft* für feministische Kunst, Kunstwissenschaft und Kulturarbeit in die hochaktuelle Debatte um den Geburtenrückgang in Deutschland und dessen gesellschaftliche Hintergründe ein. Sie tut dies nicht nur aus dem klassischen kunsthistorischen Blickwinkel der Bildinterpretation heraus, sondern auch aus der Sicht der bzw. mit Blick auf die in der Kunstwelt tätigen Frauen, die die gesellschaftliche Entwicklung ja am eigenen Leib erfahren.

Den Begriff *Mothering* haben die Redakteurinnen des Bandes von der amerikanischen Philosophin Sara Ruddick übernommen, weil er im Gegensatz zum entsprechenden deutschen Ausdruck Mütterlichkeit oder Mutterschaft ideologisch nicht so belastet ist. Im Übrigen versteht Ruddick darunter die von einem bestimmten Geschlecht losgelöste Fürsorge für heranwachsende Kinder bzw. Elternschaft. Mit der Wahl dieses Begriffes mahnen die Autorinnen gleichzeitig den Ausbau und die Förderung eines väterlichen *Motherings* an.

In dem ersten Beitrag von Elisabeth von Dücker „Vereinzelt sind Mütter auch Männer ...“ Inspektion einer Schattenarbeit: der Arbeitsplatz Kind“ geht es um Elternarbeit, harte Arbeit, die immer noch meist von Frauen geleistet wird und die vielfältigen Kompetenzen, vor allem aber auch viel Zeit und Energie erfordert. Während es in anderen Ländern – beste Beispiele sind Frankreich und Schweden mit ihrer Kinderförderung und guten Betreuungslage – als gesellschaftliche Aufgabe angesehen wird, den Nachwuchs zu fördern und zu erziehen, sind hierzulande die Eltern, vor allem aber die Mütter, gefragt. Kurz, Kinder sind letztlich Privatsache. Obwohl *Mothering*, Be-Muttern, eigentlich von beiden Geschlechtern geleistet werden kann, weil es sich hierbei um keine ‚natürliche‘ Fähigkeit der Frau handelt, ist in Deutschland wie in anderen post-faschistischen Ländern wie Italien, Spanien oder Japan der Muttermythos immer noch so stark, dass er die ganze Kinderdebatte dominiert. Ironischerweise führt diese Einstellung jedoch zu zunehmender Kinderlosigkeit gerade in den betroffenen Staaten.

Die viel gepriesene Vereinbarkeit von Beruf und Familie erweist sich für Frauen immer wieder als nicht oder nur schwer erreichbar. Das Dreiphasenmodell Beruf-Kinderpause-Wiedereinstieg lässt sich nur als Karrierekiller beschreiben. Die staatlich geförderte Versorgerehe ist immer noch das herrschende Geschlechtermodell, wenn Kinder da sind, was mit schlechterer finanzieller Alterssicherung für den daheim bleibenden Elternteil verbunden ist, um nur einen problematischen Aspekt zu erwähnen. Elisabeth von Dücker legt all diese Fakten, von denen die Medien ja voll sind seit der Geburtenrückgang hierzulande als Problem erkannt wurde, noch einmal in ihrer Gesamtheit dar und erörtert deren Bedeutung für die Lebensplanung

von Frauen. Anhand von Exponaten aus der Abteilung „*Arbeitsplatz Kind*“ der von ihr für das Hamburger Museum für Arbeit kuratierten Dauerausstellung „Frauen und Männer – Arbeitswelten, Bilderwelten“ erhellt sie die Bandbreite anfallender Arbeiten rund ums Kind samt ihrer Tücken und Schwierigkeiten auf eindrückliche Weise. Dass *Mothering* nicht genderspezifisch angelegt ist, leuchtet dabei vielleicht intellektuell ein, doch es wird mehr als deutlich, dass, zumindest in Deutschland, immer noch Frauen die damit verbundenen Aufgaben übernehmen und dies auf absehbare Zeit wohl auch so bleibt. Allerdings ist zu betonen, dass Elisabeth von Dücker den Ist-Zustand schildert – die Zukunft könnte, mit etwas Einsatz, also anders aussehen.

Monika Kaiser zeigt in ihrem Beitrag „Madonna und die Zukunft? Zur Langlebigkeit des mütterlichen Idealbildes in den visuellen Medien“, dass das Bild der Madonna mit dem Kind als Allegorie der Mütterlichkeit auch in heutiger Zeit noch immer Konjunktur hat. Seine ungebrochene Nutzung vor allem auch in der Werbung, sei es für Produkte oder Parteien, zeugt von der Wirkmächtigkeit des Bildthemas und davon, dass die eigentlichen schwerwiegenden gesellschaftlichen Probleme rund um die heutige Mutterrolle lieber unter den Teppich gekehrt werden. Das viel beschworene Idealbild zeigt nämlich nicht den Alltag mit Kindern, sondern dient vor allem als Projektionsfläche verschiedenster Wünsche. Die Autorin zeigt in einem knappen historischen Überblick wie sich Frauen mit dem schon immer als Ideal konzipierten Marienbild auseinander setzen, indem sie ihre eigene Rolle als Künstlerin und (potentielle) Mutter reflektieren. Die anhaltende Verwendung des Idealbildes in den Medien zeugt dagegen eher von Ignoranz gegenüber der Doppelbelastung von Frauen und fehlender Verantwortungsbereitschaft von Männern bzw. der Gesellschaft insgesamt. Anstatt der werbewirksamen Fortschreibung des Madonnenbildes in immer neuen Facetten das Wort zu reden, macht sich die Autorin für eine neue Kultur der Fürsorglichkeit stark.

In ihrem kritischen Literaturbericht „Mutterschaft in der Kunst des Mittelalters“ bietet Silke Tannen der LeserIn eine kommentierte Übersicht über die aktuelle Forschungslage und über -desiderate in diesem Bereich. So zeigt sie beispielsweise Grenzen der Überlieferung und Aporien der ikonografisch geprägten Forschung auf. Problematisch findet die Autorin, dass sich ein Teil der Literatur zu sehr an theologischen Quellen orientiert oder auch geschlechtergeschichtliche Fragestellungen zu ikonografisch zu beantworten sucht und dabei häufig zu sehr an der Vorstellung von Bildern als Erziehungs- und Bewältigungsinstrumente hängt, anstatt deren Medialität und Materialität näher zu betrachten. Darüber hinaus würden Strategien der Repräsentation zu wenig untersucht und zeitgenössische Wahrnehmungsvorstellungen nicht genügend berücksichtigt. Tannen legt dar, dass Formen mittelalterlicher Mutterschaft nicht nur zur Definition von Weiblichkeit dienen, sondern auch in Männlichkeitskonstruktionen eingingen. Mitunter komme es jedoch zu einseitigen Interpretationen, die den Blickwinkel heutiger Zeit verraten, wie es sich z.B. in dem Versuch zeige, Christi Seitenwunde als vaginale Öffnung zu lesen und dem ‚Weiblichen‘ damit eine wichtigere Bedeutung zuzuschreiben, als ihm historisch zukam.

Die Schriftstellerin Ingrid Noll legt in ihrem Text „Mütter mit Macken. Riberas ‚La Barbuda‘“, der auf einem Gemälde von Jusepe de Ribera 1631 dargestellten bärtigen Mutter mit Kind im Arm, dem diese die entblößte Brust reicht, eine Geschichte in den Mund, die von deren Schicksal handelt und die Entstehung des Bildes erläutert. Sie lässt die bärtige, barbusige Frau, die wie ein älterer Mann wirkt, ihre konkreten Lebensumstände erzählen, so dass die ‚monströse‘ Figur etwas von ihrer schockierenden Anonymität verliert. Die nackte Brust ist im Kontext des Stillens eines Säuglings kein Frevel und ermöglicht es dem Maler gleichzeitig, das eigentliche Geschlecht der dargestellten Person zu enthüllen. So verhilft die Ikonografie der *Maria lactans*, der stillenden Mutter Gottes, dem ‚Naturwunder‘ zum Ausdruck, ohne obszön zu werden, und Ingrid Noll der als Kuriosum Portraitierten zu einer Stimme und damit zu einer Existenz jenseits des offen Sichtbaren.

Mit „Kinderlose Mütter. Mothering the Self in den Selbstporträts Maria Lassnigs“ liefert Monika Schwärzler eine interessante, an psychoanalytischen Theorien geschulte Lektüre von Lassnigs Arbeiten. Zugunsten ihrer Berufung, der Malerei, verzichtete Maria Lassnig, eigenen Bildtiteln und Aussagen zufolge, auf Heirat und Kinder. Stattdessen horcht und fühlt sie in sich hinein, holt ihre ‚Kinder‘, ihr Selbst, aus sich heraus und stellt sie als Bilderzeugnisse in die Welt hinein. Laut Schwärzler ‚bemuttert‘ Lassnig hierbei ihr eigenes Selbst und nähert sich ihm in verschiedenen Selbstportraits, die nicht den gängigen Identifikationsmustern und Darstellungskonventionen unserer Kultur entsprechen. Die Autorin beschreibt Lassnigs Arbeitsverfahren, bei dem diese ganz in sich hinein fühlt und das Gefühle von außen beschreibt, als *Mothering*, das der Gesellschaft alternative Bildangebote jenseits bestehender kultureller Werte und Bilder verschafft, denn Lassnig zeige keine Idealbilder zur umstandslosen Identifikation, sondern Deformiertes, Fragmentiertes, Beschädigtes, das ja ebenfalls des Ausdrucks bedürfe. Dass Lassnig in ihren Selbstdarstellungen keine die BetrachterIn versichernden Idealbilder wie die der kindlichen Reflexion in Lacans Spiegelstadium liefert, sondern eher verunsicherte, defizitäre Gestalten, zeugt von ihrem Willen, mit Hilfe ihres Einfühlungsvermögens in die eigene Befindlichkeit das kulturelle Bildrepertoire zu erweitern.

Reinhild Feldhaus widmet sich mit ihrem Beitrag „Ohne Scham, mißbraucht und kinderlos. Das Obszöne einer weiblichen Künstlerschaft“ der Frage, ob die alte Diskussion um die Unvereinbarkeit von Frausein und Kunst bzw. die Vorstellung, dass Künstlerinnen als Geschlechtswesen irgendwie versehrt sein müssten, in abgewandelter Form auch heute noch gilt. Dazu stellt sie die Doppelbödigkeit des Spiels mit eben dieser Vorstellung von obszöner weiblicher Künstlerschaft am Beispiel der beiden so genannten post-feministischen Künstlerinnen Elke Krystufek und Tracy Emin und deren Selbstinszenierungen dar. Was einerseits als Befreiung des weiblichen Blickverbots und selbstbewusste Aneignung männlicher Avantgarde-Strategien verstanden werden kann, könnte andererseits, laut Feldhaus, auch der Festigung der ‚natürlichen‘ Ordnung in der Kunst, nämlich der männlichen Vorherrschaft und der Ausgrenzung von Künstlerinnen als defizitären Wesen Vorschub leisten. Dass die genannten Künstlerinnen selbst im Vergleich zu ihren

Kolleginnen aus den 70er Jahren keine feministisch-kritischen Aussagen mehr zur Geschlechterordnung machen, scheint diese Problematik noch zu unterstreichen. Trotz der insgesamt klugen und stichhaltigen Argumentation bleibt die Frage, ob die von den Künstlerinnen gewählte Strategie der Selbstdarstellung nicht auch als ironische Zuspitzungen der zugrunde liegenden avantgardistischen Konzepte gelesen werden könnten und damit wieder als kritisch zu verstehen wären.

Die durchweg spannenden und erhellenden Beiträge rund um das Thema (verhinderte) Mutterschaft, *Mothering* und Familienarbeit werden durch die Edition „Motherhood“ der Künstlerin Susanne von Bülow ergänzt. Diese Edition besteht aus einer Serie von vier Postkarten, die sich humorvoll und hintersinnig mit den Tücken des Mutterwerdens und -seins beschäftigen und die man bei der Künstlerin direkt bestellen kann.

Auf Themenbeiträge und Edition folgen schließlich Buchrezensionen und ein Infoteil zu aktuellen Publikationen, Veranstaltungen, Personalia, Hochschulpolitik und fachspezifischen wie interdisziplinären Projekten.

Insgesamt halte ich den Band für sehr gelungen und lesenswert, was es besonders bedauerlich macht, dass er bereits vergriffen ist. Bleibt zu hoffen, dass er in Bibliotheken oder universitären Instituten zur Einsicht bereitsteht.

Maria-Barbara Watson-Franke

Macht und Ohnmacht der Mütter

Irene Mariam Tazi-Preve: *Mutterschaft im Patriarchat. Mutter(feind)schaft in politischer Ordnung und feministischer Theorie – Kritik und Ausweg. Beiträge zur Dissidenz Band 14*, herausgegeben von Claudia von Werthof, Frankfurt/M. 2004 (Verlag Peter Lang, 349 S., 56,50 €).

Es ist das Anliegen der Politologin Tazi-Preve, die Mutter in den Mittelpunkt gesellschaftlicher Überlegungen zu stellen, anstatt sie als Randfigur *und* Problem zu sehen. Die Autorin geht von einer im matriarchalischen Raum zentralen und signifikanten Mutterfigur aus, die im Laufe der Geschichte durch patriarchalische Abwertung und Beherrschung praktisch ihren Platz in der Gesellschaft verliert und letztlich durch die Gen- und Reproduktionstechnologie als „technischem Instrumentarium“ des Patriarchats geradezu weggezaubert werden soll. Dabei geht es aber nicht, wie Tazi-Preve betont, um den „Verzicht auf die Mutterschaft, sondern Verzicht auf die weibliche Mutterschaft“ (S. 243, Hervorhebung M.B. W.-F.), denn „Veränderungen des Reproduktionsgeschehens“, „die Ausbeutung des weiblichen Leibes“, sowie die fortschreitende Beherrschung der Natur öffnen nun den Männern die Welt der Lebensschöpfung. Diese Thematik wird in neun Kapiteln abgehandelt,

die folgende Themen vorstellen: Die patriarchalische Mutterschaft, Die Mutter in der feministischen politischen Theorie und Philosophie, Matriarchat als Mütterliche Ordnung, Historische Transformationen von Geburt und Mutterschaft, Die historische Entwicklung der Begriffe von Natur, Körper, Zeit und Individuum, Die Mutter in der Psychoanalyse, Die Entwicklung in der Reproduktionstechnologie und die feministische Kritik, Neue Wege in der Frauenbewegung, und Die mütterliche Ordnung.

Tazi-Preve beschreibt das patriarchalische Bild der Mutterschaft, welches sowohl von der Tabuisierung des mütterlichen Leibes bestimmt werde als auch dem Unsichtbarmachen aller Arbeit, die mit Entstehung und Erhaltung menschlichen Lebens zu tun hat (S. 18). Sie schreibt von der Isolation und den Schwierigkeiten der Mutter in der modernen Kernfamilie und fragt, warum Frauen das alles mitmachen und ihre Kinder nicht einfach verlassen. Tazi-Preve sieht die Antwort letztlich in der „Gynergie“ der Frauen, nämlich der Kraft, welche auf der „unerschütterliche[n] Verbundenheit mit dem Kind“ basiert und somit das „matriarchalische Element im ‚realen Patriarchat‘“ repräsentiere (S. 31). Spricht Tazi-Preve hier von *maternal instinct*, der häufig beschworen worden ist, mütterliche Verantwortung und Hingabe zu erklären oder zu erzwingen?

Die patriarchalische Tabuisierung des weiblichen Körpers findet sich aber auch, wie Tazi-Preve demonstriert, in der feministischen Debatte. Sie führt Shulamith Firestone und Simone de Beauvoir an, welche Mutterschaft als die Wurzel weiblicher Unterdrückung verstanden. Theorie und Praxis der Frauenbewegung haben diese Gedanken in ihrem Kampf für Verhütung und straffreien Schwangerschaftsabbruch eingesetzt. Tazi-Preve sieht diese Strategie jedoch nicht als positiv, sondern als Schritt, der „genau den Intentionen der männlichen Reproduktionstechnologie“ entspricht (S. 44), indem er auf die „Enteignung der Gebärfähigkeit“ der Frau abzielt (S. 43). Eine solche Argumentation mag manche Leserin erstaunen, wenn nicht erschrecken, aber Tazi-Preve berührt hier einen wichtigen Punkt, nämlich die Macht der Frau; sie ist kritisch gegenüber der häufigen Betonung der Ohnmacht der Frau in der feministischen Diskussion. Worin diese Macht besteht, ist freilich ein komplexes Thema. Für Tazi-Preve entsteht und funktioniert diese Macht im Rahmen der matriarchalischen Ordnung, wobei Matriarchat „die Anerkennung der Mütterlichkeit samt den gesellschaftlichen Folgen, die das hat“, bedeutet (S. 11). Das ist eine wichtige Aussage, die wir besser verstehen, wenn wir uns die heuchlerische Glorifizierung von Mutter und Mutterschaft in der ahistorischen Denkweise in Patriarchaten vor Augen halten.

Tazi-Preve betont die hohe Entwicklung der Matriarchate und konzentriert sich auf neolithische, antike und prä-industrielle Kulturen, wobei ihr einige pauschale Bemerkungen über *die Indianer* Nord- und Südamerikas unterlaufen. Verwunderlich ist jedoch, dass sie die paläolithische Phase mehr oder weniger ignoriert und gar nichts zur bedeutenden Rolle der Frau als Sammlerin sagt, die eine überaus wichtige Rolle in der Nahrungsbeschaffung dieser Periode spielt.

Den Angaben zur Literatur über Matriarchate – ich würde hier den Begriff Matrilinearität vorziehen – möchte ich einige Ergänzungen zufügen. Für die Irokesen und die Trobriander wählt Tazi-Preve effektiv die Klassiker von Morgan und

Malinowski. Benedict hingegen hat nicht bei den Hopi gearbeitet, und es wäre angebrachter, den LeserInnen die Arbeiten von Fred Eggan und Alice Schlegel vorzuschlagen. Katos Buch befasst sich mit der Migration bei den Minangkabau. Es ist ein wichtiger Text, der allerdings die Thematik aus männlicher Sicht behandelt und sich besonders mit männlichen Migranten befasst. Hier wäre vor allem auf die Arbeiten von Peggy R. Sanday hinzuweisen.

Das ganze Buch durchziehen Ideen, die in Kapitel vier behandelt werden, das sich mit Transformationen von Geburt und Mutterschaft befasst. Die Thematik des weiblichen Leibes als Ressource und Maschine, die Spaltung der Frau in Mutter und Hure, die Kontrolle und selbst die Leugnung der Geburt aus dem Leib. Tazi-Preve äussert sich kritisch über die Arbeiten von Psychologen, Pädagogen und Ethnologen zur Mutter-Kind-Beziehung. Allerdings ist in diesem Zusammenhang gerade die Arbeit einer Ethnologin erwähnenswert. In ihrem Buch *Birth in Four Cultures* (Montreal 1978) zeigt Brigitte Jordan, wie unterschiedlich die gesellschaftliche und die weibliche Kontrolle während der Geburt gehandhabt werden.

Tazi-Preves Buch macht nachdenklich. Wir hören von der „Sprachlosigkeit“ (S. 220) gegenüber Schwangerschaft und Geburt. Wir hören vom Fehlen von Worten für die Erfahrungen der Frau. Es entsteht eine Kultur, in der letztendlich viele Frauen ihr ureigenstes Potential, nämlich das der Gebärfähigkeit, selbst ablehnen. Für Tazi-Preve ist die Befreiung der Frau aber gerade die Rückbesinnung auf ihre Schöpfungskraft. Sie sieht feministische Bestrebungen nach Freiheit von Schwangerschaft und Gebären als ein Hindernis zur Selbstverwirklichung. In diesem Zusammenhang ist sie auch kritisch gegenüber Ansätzen, die Geburt und Mutterschaft trennen wollen. Solche Versuche widerspiegeln nach ihrer Auffassung die Grundlagen der Reproduktionstechnologie, welche die Mutter in die soziale und die genetische Mutter spaltet (S. 305). „Für Frauen [ist] die Verantwortung für die Lebenserhaltung und -sicherung zentraler Bestandteil ihrer Erfahrungen“ (S. 277). Das ist zweifelsohne richtig, könnte aber auch als typisch patriarchalisch definierte Pflicht verstanden werden. Kulturvergleichende Daten wären von Nutzen, denn wie wir in matrilinearen Gesellschaften beobachten, werden die Frauen in ihrer Arbeit für die Erschaffung und Erhaltung des Lebens von den Männern unterstützt. Ein treffendes Beispiel hierfür ist die Lebensgeschichte des Hopi Don Talayesva (Leo W. Simmons, New Haven 1942). Das Patriarchat ist zwar dominierend in der heutigen Welt, aber es ist nicht universal.

Die Geschichte der Mütter müsse neu geschrieben werden, fordert Tazi-Preve (S. 295ff.) Die Kreativität, die Sprache der Mütter muss anerkannt und gehört werden. Sie sieht „[d]ie Mutterschaft ... als Mikrokosmos, als Modell für die Welt im Grossen“. Das Ziel ist eine „leib- und lebensgerechte Gesellschaft“, die dem „Grundsatz der Verantwortlichkeit verpflichtet ist ... und nicht dem der Herrschaft“ (S. 309). Für Tazi-Preve bedeutet Mutterschaft Verantwortung übernehmen, worin sie zweifelsohne Recht hat. Doch möchte ich anmerken, dass eine Entscheidung gegen die Mutterschaft auch ein Zeichen für Verantwortung sein kann. Das Patriarchat macht das Ja zum Kind ebenso schwierig wie das Nein.

In den wenigen Bemerkungen, die sich mit einer sich wandelnden männlichen Rolle befassen, schreibt Tazi-Preve: „Überlebensnotwendig ist ein Verhalten, in dem

der Mann zum Wohl der Gemeinschaft soziale Anpassung lernt“ (S. 314). Dafür bieten wie oben erwähnt, matrilineare Gesellschaften zahlreiche Beispiele. Tazi-Preve fordert uns auf, solche Gesellschaften zu betrachten (S. 319). Die Realität ist, dass zahlreiche Studien matrilinearere Gesellschaften existieren. Ihre Dokumentation ist leider häufig von einem androzentrischen Blickwinkel aus erfolgt, und das Patriarchat interessiert sich nicht dafür, und es ist auch kein großes Thema in feministischen Kreisen.

Mutterschaft im Patriarchat fasziniert und provoziert. Die Autorin zwingt uns, unsere Haltung zu Lebensentstehung und -erhaltung zu überdenken. Zweifelsohne werden nicht alle LeserInnen die gleichen Schlüsse ziehen, aber die Debatte ist tatsächlich lebenswichtig.

Annegret Erbes

Kinderlosigkeit als bewusste Entscheidung von Frauen

Shirley Seul: *Goodbye, Baby. Glückliche ohne Kinder*, München 2003 (Verlag Frauennoffensive, 200 S., 16,40 €).

Susie Reinhardt: *Frauenleben ohne Kinder. Die bewusste Entscheidung gegen die Mutterrolle*, Kreuzlingen/München 2003 (Ariston, 222 S., 19,95€).

Die gewollte Kinderlosigkeit von Frauen ist noch immer ein tabuisiertes Thema und vielfach Anlass für Vorurteile und Spekulationen. Im Folgenden werden zwei aktuelle Texte besprochen, die sich auf unterschiedliche Art mit den entsprechenden Positionen beschäftigen.

Shirley Seul gibt in ihrem Buch *Goodbye, Baby. Glückliche ohne Kinder* intimen Einblick in die gedankliche und emotionale Welt einer bewusst kinderlosen Frau und zeigt, dass es noch immer schwierig ist, das ‚Nein‘ zu Kindern offen zu vertreten und in dieser Entscheidung ernst genommen zu werden. Sie bettet ihre Gedanken zum Thema Elternschaft in – teilweise leicht esoterisch angehauchte – Schilderungen ihrer persönlichen Entwicklung, Äußerungen und Gedanken von anderen Frauen sowie Überlegungen zu Mutter-, Kind- und Männerbeziehungen ein. Auf diese Weise entsteht ein nachvollziehbares Gesamtbild einer inneren Landschaft.

Seul stellt ihre Positionen vor allem sehr authentisch dar. So authentisch, dass sie auch widersprüchliche und solidarische Gefühle beschreiben kann:

Als Frau ohne Kind wünsche ich mir, eine Frau mit Kind vertraute mir an: *Ich bin völlig überlastet*. Ich wünsche mir, sie würde nicht glauben, sie müsste das ramagoldene glänzende Glück vor mir aufrecht erhalten. Und ich wünsche mir, daß ich dann sagen würde: *Gib das Kind eine Weile rüber; ich kümmere mich darum, bis du wieder du selbst bist* – so hätten wir alle etwas davon. Als Frau ohne Kind wünsche ich mir, einer Frau mit Kind anvertrauen zu können:

Manchmal hätte ich gern ein Kind. Ich wünsche mir, ich würde die Breitleinwand von Freiheit und Abenteuer einrollen, und sie würde verstehen und dann vielleicht sagen: *Das vergeht wieder.* Oder: *Das gehört dazu.* (S. 25)

„Alles auf einmal geht nicht. Als Frau ohne Kind verzichte ich so, wie ich als Frau mit Kind verzichte. Sich einzureden, auf nichts zu verzichten, darauf können wir verzichten.“ (S. 25) Die Stärke dieses Buches ist, dass es nichts an Gedanken und Gefühlen unterschlägt, und so ein bewusstes ‚Nein‘ zu Kindern in eine gleichwertige Position zum Kinderwunsch zu setzen vermag. „Trotzdem ist die Frau mit Kind ‚richtig‘, und auch die Frau ohne Kind ist es.“ (S. 22)

Neben der Darstellung innerer, z. B. biografischer Gründe für die Kinderlosigkeit wie „Ich möchte kein Kind, weil ich nur traurige Erinnerungen an meine eigene Kindheit habe.“ (S. 21) beantwortet Seul auch – bewusst polemisch – bestimmte politische Argumentationen:

Oder jedem Säugling wird gleich per Zufallsgenerator ein älterer Mensch namentlich zugeteilt, der bei seiner Geburt zwischen Vierzig und Fünfzig ist und für den der Säugling dann zu sorgen hat. (S. 170)

Oder bringt Patriarchatskritik auf den Punkt: „Es gibt also Männer, die sich ihren Orgasmus nachträglich von der Gesellschaft finanzieren lassen“ (S. 173).

Obwohl Sätze wie „Männer haben keine Probleme – auch das ist hinlänglich bekannt.“ (S. 147) oder Passagen wie

Ja, mit mir stimmt was nicht. Ich kann das heute sagen, ich kann es sogar hinschreiben. Stimmt was nicht mit mir. Gerne sogar. Was für eine Auszeichnung! Mit mir stimmt was nicht! Wenn ich mir die Gesellschaft so ansehe, bei der alles stimmt (...) (S. 50)

doch sehr an die Betroffenheits- und Selbstbestätigungsrhetorik früher feministischer Literatur erinnern, bietet das Buch viele interessante Perspektiven und Anregungen, sich mit der Entscheidung für oder gegen Kinder zu beschäftigen.

Susie Reinhardt nähert sich in ihrem Buch „Frauenleben ohne Kinder. Die bewusste Entscheidung gegen die Mutterrolle“ (Kreuzlingen/München 2003) dem Thema auf andere Weise.

Reinhardt führte Interviews mit 13 Frauen zwischen 30 und 58 Jahren, deren Gründe für die Entscheidung gegen Kinder dargestellt werden. „Sie alle verbinden Selbstverwirklichung, die Suche nach der eigenen Identität und nach Glück nicht mit Mutterschaft.“ (S. 13) Was vielversprechend beginnt, nämlich wissenschaftliche Ergebnisse neben die persönlichen Motive kinderloser Frauen zu stellen mit dem Ziel, die Mythen der Mutterschaft zu enttarnen und Vorurteile gegen kinderlose Frauen zu entkräften, liest sich leider über weite Teile wie eine unanalytische Schrift gegen Kinder und Eltern, jedoch nicht wie eine ernsthafte Auseinandersetzung mit der Entscheidung gegen die Elternschaft. Obwohl Reinhardt ausdrücklich Frauen, die sich gegen Kinder entschieden haben, Mut machen und sie in ihrer

Entscheidung stärken will, besteht die Gefahr, dass dieses Buch insgesamt mehr die Vorurteile gegen kinderlose Frauen verstärkt, als es sie beseitigt. Weiterhin könnte der eher Unterhaltsamkeit suggerierende Stil bewirken, dass Frauen, die eine Anregung für die ernsthafte Auseinandersetzung mit dem Thema suchen, sich in diesem Buch nicht wieder finden.

In Kapitel III. „Elf gute Gründe, sich gegen Kinder zu entscheiden“, werden mehr oder weniger gute bis ärgerliche ‚Argumente‘ gegen Kinder aufgezählt: Da ist das Zurückstellen der eigenen Bedürfnisse ein Handeln gegen das eigene gute seelische Befinden und steht gleichwertig neben der Unlust, die Ernährung wegen eines Kindes umzustellen:

Mal ehrlich, wer hat schon Lust, sich die nächsten 15 Jahre hauptsächlich von schwach gewürzten, makrobiotischen oder biodynamischen Speisen zu ernähren und dafür auf Rote Bete in Meerrettichsoße, Reis mit Hot Mango Chutney und Steinbeißer im Mangomantel zu verzichten? (S. 95)

Und Eltern sind selbst schuld an finanziellen Schieflagen:

Statt Gold-Inlays lassen sie Löcher im Zahn mit Amalgamfüllungen stopfen, die Haare färben sie sich diesmal selbst, Restaurantbesuche sind bis auf weiteres gestrichen, Theaterabende ebenso. Kinderlose haben es wieder einmal besser. Sie müssen im Gegensatz zu Eltern nicht auf diese kleinen feinen Dinge verzichten, die zur Lebensqualität beitragen. (S. 95).

Die „guten Gründe“ gegen Kinder geraten ins Gegenteil. Entgegen dem Anspruch, die Entscheidung gegen Kinder als „auch völlig normal“ (S. 27) darzustellen, werden die Kinderlosen zu den klügeren Menschen. Zahlreichen Zitaten aus den Interviews, die ihrerseits allerdings vielfach eine andere Ernsthaftigkeit in der Auseinandersetzung erkennen lassen, wird Reinhardts Zusammenfassung nicht gerecht.

Leider gerät Kapitel IV. „Die sieben Mythen der Mutterschaft“ wenig besser: Auch hier werden in lockerem Ton Banalitäten wie

Die so genannten Powerfrauen, die Beruf und Familie so bravourös unter einen Hut kriegen und von den Medien gerne ins Rampenlicht gerückt werden, gehören zur Schicht der Privilegierten. Keine Durchschnittsfrau kann sich wie die Promimütter eine Ganztagsbetreuung für ihr Kind leisten. (S. 107)

und ‚Analysen‘ wie

Das heißt allerdings nicht, dass jeder, der als Kind körperlich misshandelt wurde, sich zwangsläufig an den eigenen Kindern vergreift. Ebenso muss die Tochter einer Alkoholikerin nicht selbst zur Flasche greifen und Scheidungskinder werden nicht garantiert ihre eigene Ehe ebenfalls scheitern sehen. (S. 122)

miteinander vermennt zu lockerer Alltagstheorie.

Kapitel V. „Acht Vorurteile gegen kinderlose Frauen und warum sie nicht stimmen“ kann dann aber in einigen Punkten endlich inhaltlich Vorurteile entkräften, z.B. dass kinderlos nicht kinderfeindlich heißen muss: „Unter meinen Interviewpartnerinnen fanden sich einige Frauen, die richtige Kinderfans waren – ohne deshalb selbst ein Kind zu wollen“ (S. 172). Reinhardt thematisiert hier auch mit dem Rentenproblem erstmals etwas wie eine politische Perspektive: „Anstatt für leere Kassen die Kinderlosen zu bestrafen, wäre es sinnvoller, die Fehlersuche im System zu beginnen“ (S. 184), und konfrontiert das Vorurteil des Egoismus Kinderloser mit der Frage nach der Motivation für Kinderwünsche: „Frauen werden meist aus eigennützigen Motiven Mutter – und Kinderlose kümmern sich nicht nur um sich selbst, sondern auch um die Belange anderer“ (S. 188 f.).

Kapitel VI. „Warum Frauen kein Kind brauchen, um komplett zu sein“ bringt einige zentrale und gute Kernaussagen – leider viel zu spät und sehr kurz gefasst – auf den Punkt:

Der Glaube, dass eine Frau nur durch das Ereignis Mutterschaft ihr Lebensglück findet, ist weit verbreitet, aber falsch. Es gibt andere Wege zu einem erfüllten Leben. Mutterschaft ist keine Pflichterfahrung, sondern eine Möglichkeit unter vielen, das Frauenleben zu gestalten. Immer mehr Frauen wählen bewusst die Kinderlosigkeit, ohne das Gefühl zu haben, im Leben etwas Entscheidendes zu verpassen. Frauen brauchen die Erfahrung der Mutterschaft nicht – sie sind auch ohne Kind komplett. (S. 203)

und:

Was die Verantwortung gegenüber der Gesellschaft angeht, so handeln Kinderlose nicht gewissenlos, denn in unserem Land herrscht nicht nur Mangel an Nachwuchs. Ebenso fehlt es an Frauen in Führungspositionen, in der Politik und auf renommierten Wissenschaftsposten. (S. 213)

Leider fehlt es dem Buch insgesamt an Ernsthaftigkeit, Sensibilität und auch politischer Perspektive. Ein Text, der die Positionen bewusst kinderloser Frauen transparent machen will, braucht sich nicht in weiten Teilen über Eltern lustig zu machen. Fazit: Dieses Buch löst nicht ein, was es verspricht.

Während Seul also ihren Schwerpunkt auf die Darstellung sehr persönlicher und emotionaler Sachverhalte legt, wählt Reinhardt einen dem Thema letztlich unangemessen unernsten Stil. Wünschenswert wäre eine auf breiterer Ebene wissenschaftliche Behandlung der Thematik, um Perspektiven bewusst kinderloser Frauen besser aufarbeiten zu können und sie von Rechtfertigungsdruck und der Zuschreibung von Defiziten zu entlasten.

Irmtraud Hnilica

Neu aufgelegt: Historische Literatur von Frauen

Helene Böhlau (1899): *Halbtier!* herausgegeben, kommentiert und mit einem Nachwort versehen von Henriette Herwig und Jürgen Herwig, Mellrichstadt 2004 (Turmhut-Verlag, edition GENDER, Bd. 1, 296 S., 16,50 €).

Elsa Asenijeff (1896/1901): *Ist das die Liebe/Unschuld*, herausgegeben von Henriette Herwig, Jürgen Herwig und Stefanie Schatz, Mellrichstadt 2005 (Turmhut-Verlag, edition GENDER, Bd. 2, 290 S., 16,20 €).

Helene Böhlau (1896): *Der Rangierbahnhof*, herausgegeben von Henriette Herwig und Jürgen Herwig, Mellrichstadt 2004 (Turmhut-Verlag, edition GENDER, Bd. 3, 262 S., 14,80 €).

Helene Böhlau und Elsa Asenijeff – in vielen Literaturlexika wird man diese Namen vergebens suchen. Auch in der literarischen Moderne noch hatten es Schriftstellerinnen wesentlich schwerer als ihre männlichen Kollegen, Eingang in die Literaturgeschichtsschreibung zu finden. Wenn der Turmhut-Verlag nun in der Reihe edition GENDER historische Texte von Frauen auflegt, so wird damit auch ein Beitrag zur Korrektur des nach wie vor androzentrischen Kanons geleistet.

Literaturhistorisch lassen sich die Werke der 1856 in Weimar geborenen Helene Böhlau im Kontext des Naturalismus verorten. Die Engagiertheit ihrer Romane ist damit weniger ein Spezifikum weiblichen Schreibens – Böhlau selbst wollte ihre Texte nie als ‚Tendenzliteratur‘ verstanden wissen – sie ist vielmehr naturalistische Programmatik, der es im Sinne Zolas um eine Verbesserung des sozialen Zustandes der Gesellschaft ging. Immer wieder mischen sich in Böhlaus naturalistischen Duktus – charakterisiert durch Dialekt und Soziolekt sowie detaillierte Schilderungen von bis dahin Tabuisiertem – auch expressionistisches Pathos und vitalistische Elemente. *Halbtier!* und *Der Rangierbahnhof* sind damit stilistische Hybride, die über ihre Zeit hinaus auf den sich erst um 1910 formierenden Expressionismus weisen. Doch während es sich bei der expressionistischen Hauptströmung um ein Aufbegehren der Söhne gegen die Väter handelt, in der der Vater zur zu bekämpfenden universalen Metapher sozialer Machtverhältnisse wird, beleuchtet Böhlau die Perspektive von Töchtern und Müttern auf Väter und Ehemänner.

Um 1900 trat mit der ‚Frauenfrage‘ eine Verunsicherung traditioneller Geschlechter- und Familienkonzepte auf, die sich auch literarisch niederschlug. Böhlaus Figuren Isolde und Olly, die sich aus dem im Bürgerlichen Trauerspiel des 18. Jahrhunderts noch unauflöslich festen Griff der bürgerlichen Kleinfamilie lösen, sind die unbekannten Schwestern Noras, der dramatischen Heldin Ibsens, die zur Ikone einer ganzen Generation von Feministinnen wurde. Nicht alleine Böhlau thematisierte zu ihrer Zeit immer wieder den Konflikt der Frau zwischen Beruf und Familie. Doch während Schriftstellerinnen wie Lou Andreas-Salomé einen Mütter-

lichkeitskult betrieben und ihre literarischen Heldinnen die Entscheidung zugunsten der Mutterschaft und gegen die berufliche Karriere fällen ließen, legt Böhlau ihren Werken ein radikaleres Emanzipationsprogramm zugrunde. „Ein Kind und Arbeit!“ lautet Isoldes programmatische Forderung – beides soll der Frau möglich sein. Das Kind jedoch bleibt der arbeitenden Isolde in dem Roman *Halbtier!*, den ich als ersten bespreche, versagt, obschon ihr Wunsch danach ein starker ist:

Mit dem jungen Laubatem, der zur offenen Thür hereinquoll, kam die heiße, seelenüberquellende Sehnsucht nach einem Kinde über sie mit Frühlingsgewalt. (S. 192)

Das Bild, das Böhlau von gelebter Mutterschaft zeichnet, ist allerdings ein desillusionierendes. Böhlau schildert Familienszenen mit einer Intensität des Grauens, wie sie heute Elfriede Jelinek in ihren Werken erreicht. Schon die Entbindungen sind bei Böhlau schwer und traumatisch. Das missfiel dem Verleger, der – unter anderem – von Böhlau forderte: „Wiederholte Schilderungen der Entbindungsqualen müssen sehr gemildert werden“ (S. 259). Die kleinen Kinder, das zeigt Böhlau mit psychologischem Scharfsinn, werden von den verzweiferten Müttern instrumentalisiert und zum einzigen Lebensinhalt stilisiert:

In diesem Augenblick klammerte sich ihre verachtete Seele an die Liebe zu ihren Kindern, und diese Liebe wurde zu einer Extase, die jede Marter des Herzens überwuchs. (S. 185)

Diese Kinder sind es, zu denen allein die Mütter offen sprechen können: „Den ganz kleinen Kindern vertraute Marie sich an, nahm sie auf den Schoß und klagte es ihnen leise in die Öhrchen, was ihr gethan worden war“ (S. 185). Die halbwüchsigen Söhne dann gebärden sich ihren Müttern gegenüber nicht anders als andere Männer gegenüber Frauen, so dass die Engländerin Mrs. Wendland etwa bekennt: „Leider mein einzigen Tyrannen hab ich mir selbst ausgebrutet“ (S. 67).

Die Auflehnung der Frauen verläuft in einer Radikalität und mit einem Potential an Aggression und Gewalttätigkeit, wie sie selten formuliert wurde. In letzter Konsequenz erscheint gar Männermord als einzig mögliche Lösung.

„Ich würde eine Bombe nehmen und auf die Schlafrock von meinem Mann werfen und auf die Schlafrock von alle Männer, die schreiben und philosophieren und sprechen von die Frau“ (S. 47),

sagt Mrs. Wendland, die gar nicht erst versucht, zu verleugnen, wie froh sie über den Tod ihres Mannes ist: „Mir geht es so wohl, Henry, wenn ich wieder zur Erde komme, werde ich wieder als unabhäng[.]ige Witwe geboren. Ich bin ein freier Mensch“ (S. 67). Die Handlung kulminiert darin, dass Isolde ihren früher von ihr verehrten Schwager Mengersen tötet, der sich ihr in der Absicht einer Vergewaltigung nähert und dabei selbst zum Tier wird, für das er Frauen immer gehalten hat: „Waren das Henry Mengersens kühle Augen? Diese gierigen Raubtierblicke?“ (S. 193). Als sie ihn erschießt, schreit sie: „Wie einen Hund!“, ein Ausruf, der verschiedene Interpretationen zulässt. Wie einen Hund hat Mengersen Isolde behandelt, aber sie erschießt ihn wie einen wilden Hund. Der Text macht deutlich, dass mit

dieser Exekution paradigmatisch alle sich gegen Frauen verständigenden Männer gemeint sind:

Sie hat Gericht gehalten. Tief ernst ist sie. Sie empfindet sich nicht als kleines Lebewesen, als ein Tropfen im Nichts. Sie steht hier vor dem Toten als der Begriff Weib. Sie hat einen großen Künstler, einen Geistesmenschen, einen schöpferischen Menschen brutal getötet. Das beunruhigt sie nicht. (S. 195)

Am Ende steht Isoldes Freitod, und über den Stellenwert dieser Tatsache kann mit Recht gestritten werden. Einerseits kann Selbstmord als feministische Utopie kaum taugen. Andererseits wird Isoldes Leiche, anders als die ihres Vaters oder die Mengersens, nicht inszeniert – es gelingt ihr also im Tod, ihre Körperlichkeit abzustreifen, was in der Ekstase kurz vor ihrem Tod bereits antizipiert wird: „Das Herz schlug ihr, die Pulse klopften und ihre Seele lief auch durch ungemessene Räume – körperlos“ (S. 200). Isoldes einzige Chance auf Selbstbestimmung liegt darin, ihren Tod zu wählen: „So stand sie unerschütterlich, Herrin über Leben und Tod – in der Wonne ihrer großen Kräfte schon entrückt – und wartete auf die Sonne“ (S. 201). Gisela Brinker-Gabler hat *Halbtier!* zu Recht als den „provozierendste[n] Frauenroman der Jahrhundertwende“ bezeichnet. Als 1915 die erste Werkausgabe in 6 Bänden erscheint, verfasst Helene Böhlau ein distanzierendes Vorwort zu *Halbtier!*, in der zweiten Werkausgabe 1927/29 fehlt der Roman gar – ihre eigene Radikalität scheint ihr, deren feministische Phase auf die 1890er Jahre beschränkt blieb, selbst nicht mehr geheimer gewesen zu sein.

Kaum weniger faszinierend als *Halbtier!* liest sich Helene Böhlau *Rangierbahnhof*. Der Roman thematisiert die Ehe der jungen Malerin Olly mit dem ebenfalls malenden Gastelmeier. Der erste Teil fokussiert Friedel Gastelmeier, einen jungen Mann von 28 Jahren, der als Karikatur seiner selbst vorgestellt wird. Er ist – obwohl er sich als starker Mann empfindet – vom gesellschaftlichen Diskurs ausgeschlossen. „Der junge Mann saß schweigend und ruhig um sich schauend in den Schlitten zurückgelehnt“ (S. 15). So wird Gastelmeier eingeführt, und es braucht etliche Seiten, bis er im Sinne wörtlicher Rede überhaupt in Aktion tritt. Situationen, in denen er sich nicht äußern kann, kehren immer wieder. Nicht nur durch seine Sprachlosigkeit, auch durch die Leibesfülle erweist sich der Mann als effeminierte Figur. Immer wieder wird Gastelmeier von Frauen ausgelacht, etwa, als er nach der ersten Nacht in der viel zu lauten neuen Wohnung ausziehen möchte, „aber da lachte meine Hauswirtin und ihre Tochter“ (S. 17). Gastelmeier antizipiert seine eigene Lächerlichkeit sogar schon. So erzählt er Anna einmal davon, dass er wütend war und fügt hinzu: „Wie Du gelacht haben würdest, wenn Du mich hättest sehen können!“ (S. 17). Auch die Erzählerstimme amüsiert sich über die Figur, nennt ihn den „kleinen Gastelmeier“ oder „Speckmeier“ oder bezeichnet ironisch eine banale Äußerung Gastelmeiers als „tiefsinnige Bemerkung“.

Während Böhlau die Männerfiguren in einer entlarvenden Art und Weise gestaltet und mit Tante Zänglein und ihrem jugendlichen Liebhaber („Mein Gott, so ein alt's Weiberl muß halt nehmen, was sich bietet. Und was Junges muß es sein. Wissen Sie, Altes hab' ich selbst genug“ (S. 57), erläutert sie) eine erfrischend unkonven-

tionelle Liebe gezeigt wird, bleibt ihre Heldin ambivalent. Olly verkörpert den um 1900 populären Typus der schwindsüchtigen Frau oder *femme fragile*:

Blütenjung – zierlich – fast schwächlich – ein feines blasses Gesicht, dunkles lockiges Haar, das nachlässig in einen Knoten geschlungen war, und dunkle, heiße lebhaft Augen, sie erinnerten ihn ein wenig an die Mutter. (S. 34)

Das Feiern femininer Zerbrechlichkeit wirkt merkwürdig deplatziert im Kontext von Böhlaus feministischem Anliegen. Olly geht dann auch den für die *femme fragile* obligaten Weg in den Tod, während ihr Mann am Leben bleibt und in seine Heimat zurückkehrt. Die Radikalität des Textes liegt damit etwas weniger offen zu Tage als in *Halbtier!*.

Auch hier werden allerdings die Familienbeziehungen von Böhlaus fern jeglicher Idealisierung gestaltet. Olly selbst wird nicht zur Mutter, sie erleidet eine Fehlgeburt – und ist erleichtert darüber. Hatte Isolde „Ein Kind und Arbeit!“ gefordert, so ist Olly bewusst, dass sie beides nicht bewältigen kann. Auf ihre Arbeit verzichten möchte sie jedoch nicht. Damit bildet sie, wie Cornelia Mechler im Nachwort konstatiert, „einen Gegenpol zur Mütterlichkeitsideologie der Zeit“ (S. 220).

Wie in *Halbtier!* mit Lu und Helwig Geber, so wird auch in *Rangierbahnhof* durch die Beziehung zwischen Olly und Köppert eine mögliche Harmonie zwischen Mann und Frau suggeriert. Wie jedoch der Maler auf seine junge Schülerin im Grunde genommen herabsieht, sich letztlich auch weniger für Ollys Kunst denn für ihre Schönheit interessiert, ist kaum zu übersehen. Und Olly? Die stilisiert ihren Freund gar zum „Messias“, eine Rolle, die dieser gerne annimmt. Böhlaus verarbeitet hier, wie auch in *Halbtier!*, eine Erfahrung aus ihrer eigenen Ehe mit dem Philosophen Friedrich Arnd, der sich nach seinem Übertritt zum Islam Omar al Raschid Bey nannte. Er war ihr Mentor, zu ihm sah sie auf – und blieb, hier liegt die Tragik im Leben dieser emanzipatorisch gesinnten Frau, zeitlebens im Bezug auf den idealisierten Mann gefangen.

Ist das die Liebe? und *Unschuld*, zwei Erzählsammlungen von Elsa Asenijeff (1867-1941), bilden den dritten Band der Reihe. Asenijeff war lange Zeit nur als Modell und Lebensgefährtin des berühmten Malers und Bildhauers Max Klinger bekannt. Ihr faszinierendes literarisches Oeuvre wird erst in jüngster Zeit neu entdeckt und gewürdigt. Die beiden nun in einem Band greifbaren Sammlungen von Erzählungen, Dialogen, Prosaskizzen rahmen das Frühwerk Asenijeffs gleichsam ein. *Ist das die Liebe?* aus dem Jahre 1896 ist ihre erste Veröffentlichung, *Unschuld* erscheint fünf Jahre später. Darin wendet Asenijeff sich mit einem „Einleitewort“ explizit an ihre Leserinnenschaft, „an die jungen Mädchen“. Um deren Bildung, Erziehung, ja Aufklärung ist es ihr zu tun. An sie richten sich die in beiden Werken eindringlichen Schilderungen von Prostitution, Männergewalt und Vergewaltigung in der Ehe, vom Sterben im Kindbett. Asenijeff wendet sich damit gegen eine Mädchenerziehung, die diese in Naivität und Unschuld belässt und sie damit den Ehemännern schutzlos ausliefert. Ihre feministische Vision freilich war eine differenztheoretische, sie bestand auf der radikalen Andersartigkeit der Frau. Dabei definierte sie die postulierte Differenz in *Das Rätsel* ausgesprochen unkonventionell:

Das Weib ist nüchtern; der Mann eine poetische Natur. Die Gottdichtung des Unsichtbaren und die Gottdichtung Geliebte sind Mannespoesie. Die erhabenen Wahnvorstellungen Glauben (ob religiöser oder wissenschaftlicher) und Wahrheit sind dem Manneshirne entsprungen, die Dichtung, vielleicht im letzten Grunde ein pathologischer Vorgang – als gestörte Wiedergabe eingelagerter Vorstellungen – alles Manneseigentümlichkeit! Im Gebiete der Dichtung, der Kunst hat das Weib niemals etwas Bedeutendes geleistet und wird es auch nur ausnahmsweise können, da es wider ihre nüchterne Natur ist. Wo wüßte die Litteratur ein Weib aufzuweisen, welches soviel geleistet hätte als Sonja Kowalefsky in Mathematik? (S. 72f.)

Am stärksten ist Elsa Asenijeffs Literatur aber, wo sie die kommentierende Ebene aufgibt und sich, wie etwa in *Daseinselend. Episoden aus dem Weibesleben*, ganz auf die Psychologie ihrer Figuren konzentriert. Dann erreichen die Erzählungen eine Dichte und Intensität, die sich selbst mit Texten von Arthur Schnitzler messen lassen kann. Auf das Erscheinen des vierten und letzten Bandes, Elsa Asenijeffs *Tagebuchblätter einer Emanzipierten*, darf man sich also freuen.

Die Edition GENDER ist ein längst überfälliges Projekt. Dem Turmhut-Verlag ist es zu verdanken, dass diese Texte nun greifbar sind, und das in einer Ausgabe, die durch hilfreiche Anmerkungen zum Text, wunderbar informierte Nachworte und Bibliografien im Anhang besticht. Doch auch dies muss gesagt werden: Man merkt es den Texten zum Teil an, dass die Autorinnen keine Möglichkeiten hatten, ihre Begabung systematisch zu schulen. So machen sich Holrigkeiten und Stilbrüche immer wieder bemerkbar. Doch literarästhetische Mängel können nicht darüber hinweg täuschen, dass hier kulturhistorisch faszinierende Zeugnisse vorliegen, denen eine große LeserInnenschaft zu wünschen ist.

Rezensionen zum Thema ,Dimensionen von *Gender Studies*'

Helga Kotthoff

Neues zu Sprache, Gespräch und Geschlecht

Gisela Klann-Delius: *Sprache und Geschlecht*, Stuttgart 2005 (J.B. Metzler, 230 S., 14, 95 €).

Gisela Klann-Delius (FU Berlin) hat einen Band vorgelegt, der den internationalen Forschungsstand im Bezug auf Sprache und Geschlecht (darunter *gender* als Faktor in Spracherwerb und Sprachwandel und Geschlechterdifferenzen in der Kommunikation) repräsentiert. Sie führt die LeserInnen zu Beginn durch die soziolinguistischen Diskussionen der 1970er-Jahre zu der Frage, ob die von Robin Lakoff beobachteten anderen Sprechstile der Frauen (gekennzeichnet durch viele ‚leere‘ Adjektive wie *charming*, *cute* etc., viele Frageformen und Modalisierungsstrategien) im Vergleich zu denen der Männer defizitär seien oder eher gleichwertig different. Die Annahme kontextübergreifender Differenzen wurde aus ethnomethodologischer und dekonstruktivistischer Sicht als zu essentialistisch abgelehnt. Die Autorin kritisiert auch Judith Butlers Position, nach der das sexuierte Individuum sich voraussetzungslos diskursiv hervorbringt (S. 15). Klann-Delius fasst die zentralen Aussagen einer Position und Fragestellung jeweils am Ende eines Unterkapitels in einem farblich markierten Passus zusammen. Nicht zuletzt dieses Vorgehen verleiht dem Buch eine sehr klare Struktur.

Frauen und Männer sprechen nie eine völlig verschiedene Sprache, was die unglückliche Terminologie von ‚Frauensprache‘ vs. ‚Männersprache‘ obsolet erscheinen lässt. Nur in wenigen Bereichen wurden geschlechtsbezogene Unterschiede im Gebrauch syntaktischer Formen untersucht und die Ergebnisse schildert Klann-Delius zu Recht als wenig überzeugend (S. 47). Selbst der Versuch, Frauen mehr Höflichkeit und thematische Zurückhaltung zuzuschreiben, hält der neueren Forschung nicht stand.

Analog zu bekannten Grammatiken zeigt Klann-Delius das grammatische Geschlecht in der deutschen Sprache als formalgrammatische Kategorie. Es gibt morphologische (und ein paar semantische) Regelmäßigkeiten, die Genus voraussagbar machen (z.B. Wörter auf *-heit*, *-keit*, *-ung* sind immer feminin). Die enge Bindung von Sexus an Genus betrifft nur ein kleines Segment von Sprache, z.B. die Anrede (*Frau*, *Herr*, *Fräulein*) und die Movierung (*Schneider/in*).

Meist relativieren die dargelegten Studien Thesen, die in den späten 1970er- und frühen 1980er-Jahren noch forsch vorgetragen wurden, wie diejenige von Zimmerman und West, Männer würden Frauen systematisch unterbrechen und die Unterbrechung sei immer ein Dominanzsignal, oder die These, Frauen würden kontextübergreifend einen kooperativeren Gesprächsstil zeigen als Männer. Metaanalysen, von denen es inzwischen viele gibt, verdeutlichen aber, dass die Geschlechterunterschiede z.B. bei kommunikativen Verhandlungen sehr gering sind

(Walters et al. 1998). Neuere Arbeiten betonen (was wir eigentlich schon wussten), dass die Kommunikation zwischen Frauen und Männern auch am Arbeitsplatz erfolgreich sein kann (S. 77). Eine der Differenz-Thesen, die Bestand haben, ist diejenige, dass Frauen untereinander mehr über persönliche Themen sprechen als Männer untereinander. Selbstverständlich werden nicht erst heute solche Befunde nicht essentialistisch dem ‚Wesen‘ von Frauen und Männern angelastet, sondern den Relevanzstrukturen der Lebenswelt. Auch zeigt die Erzählforschung nach wie vor die Beliebtheit kollaborativer Erzählentwicklungen unter Frauen und auch die bestimmter Dramatisierungsstrategien. Vieles relativiert sich im Kulturvergleich, was niemanden überraschen dürfte. In der Forschung zu Gespräch und Geschlecht ist von Beginn an von kultureller Beeinflussung ausgegangen worden. Heute wird aber stärker betont, dass Frauen und Männer Prägungen auch unterlaufen und verändern können und dass diese nicht unbedingt in eine Richtung laufen. Das Individuum muss sich selbst positionieren, wobei es sich aber an vorherrschenden Mustern orientiert.

Im Bezug auf Sprachsozialisation finden wir verschiedene Untersuchungen, die *gender* als relevanten Faktor zeigen. Gleasons (1987) Analysen zum Gesprächsverhalten von Müttern und Vätern zeigen zum Beispiel, dass Väter sehr viel mehr Befehle geben (doppelt so viele), vor allem an ihre Söhne, als Mütter dies tun. 38% aller väterlichen Äußerungen am Familientisch an die Kinder fanden in Befehlsform statt. Die Mütter verstanden ihre Kinder generell besser, da sie auch mehr Kontakt mit ihnen hatten. Sie verwendeten ihnen gegenüber ein reichhaltigeres Vokabular. Väter adressieren ihre Söhne häufiger als ihre Töchter mit groben Anredeformen. Klann-Delius fasst zusammen, dass Kinder von ihren Müttern mehr sprachlichen Input erhalten, was auch ein Effekt unterschiedlichen Engagements in der Kinderbetreuung ist (S. 123).

Marjorie Goodwin (1990, 2002) hat in ihrer Studie über das Sprachverhalten von schwarzen Kindern in Philadelphia, die sie monatelang bei ihren Spielen auf der Straße beobachtet hat, festgestellt, dass Jungen und Mädchen sehr häufig unter sich spielen und sich ihre alltäglichen Interaktionen unterscheiden. Jungen verwenden mehr unabgeschwächte Imperative. Die Mädchen hingegen bevorzugen zwar inklusive oder fragende Aufforderungen vom Typ „Wir könnten jetzt die Ringe auf sammeln“ oder „Sollen wir nicht mal die Ringe auf sammeln?“, konkurrieren aber auch miteinander. In der Sozialstruktur der Jungen gab es kleine Bosse, die über längere Zeiträume hinweg das Sagen hatten, in den Gruppen der Mädchen war diese Rolle nicht von Bedeutung. Ihre Sozialstruktur organisierte sich eher horizontal über Nähegrade (beste Freundin), was eine andere Art von Hierarchie ergab. Goodwin betont, dass alle Kinder alle Sprachverhaltensweisen beherrschen. Im Umgang mit sehr viel jüngeren Kindern sprachen die sieben- bis zwölfjährigen Mädchen auch in direkter Befehlsform. Die Kleinen sollten ihnen gehorchen, und die Mädchen beherrschen auch die Art der Rede, welche Gehorsam nach sich zieht. Konflikte bewältigten die Mädchen eher indirekt über Dritte, Jungen trugen sie eher direkt aus. Beide Geschlechter beherrschen eine ganze Bandbreite an Stilen, jedoch verwenden sie diese nicht gleich stark.

Die Autorin diskutiert in diesem Kapitel Studien über Studien, fasst sie zusammen, vergleicht, konfrontiert Thesen mit Gegenthesen. Insofern bietet das Buch einen guten Orientierungsrahmen für alle erwähnten Themenfelder.

Im dritten Kapitel werden Erklärungsansätze dazu diskutiert, wie es überhaupt zu Geschlechterunterschieden im kommunikativen Verhalten kommt (lerntheoretische, kognitionspsychologische, sozialpsychologische, *gender*-schema-Ansatz evolutionsbiologische, ethnomethodologische, „community of practice“-Erklärungen u.a.). Klann-Delius bringt sie alle nachvollziehbar auf den Punkt. Kein Ansatz bleibt von der fast gleich gewichteten Kritik verschont. Die eigenen Thesen der Autorin kann man vorsichtig daran ablesen, dass sie evolutionsbiologischen Erklärungsansätzen keine völlige Absage erteilen will. Man bekommt aber kaum einen Hinweis darauf, wie diese mit sozial- und kulturwissenschaftlichen eine sinnvolle Verbindung eingehen könnten. Auch integrative Modelle kritisiert Klann-Delius wegen zu großer Allgemeinheit und mangelnder Spezifik der relevanten Komponenten. Sie verzichtet leider darauf, bestimmte Kombinationen als einleuchtender auszuweisen als andere. Integrative Modelle haben potentiell die größte Überzeugungskraft. Die Frage bleibt unbeantwortet: Was kombiniert sich am erfolgreichsten?

Das letzte Kapitel ist der Sprachpolitik und dem Sprachwandel gewidmet. Empfehlungen zur Vermeidung sexistischen Sprachgebrauchs, die z.B. auf Nennung von Frauen und Männern beharren (*Lehrerinnen und Lehrer, Schülerinnen und Schüler...*), kritisiert Klann-Delius unter Rückgriff auf Stickel als zu schwerfällig (S. 186). Verschiedene, im Buch vorgestellte Arbeiten belegen aber, dass Personenbezeichnungen im generischen Maskulinum tatsächlich weniger an weibliche Wesen denken lassen. Abschließend kommt sie zu dem Urteil, die wirksamsten Kommunikationsstrategien für Frauen seien diejenigen, die in Mentoring-Programmen vermittelt wurden.

Klann-Delius macht klar, dass wir im Bezug auf Sprache, Gespräch und Geschlecht heute vor sehr uneinheitlichen Befunden stehen. Sowohl theoretische Hintergründe als auch empirisch-methodische Vorgehensweisen erlauben oftmals kaum einen Vergleich. Vor allem in den 1970er-Jahren, aber durchaus auch später noch, wurde der Themenbereich mehr von politischem Bestreben geleitet als von wissenschaftlichem. Das war zwar inspirierend, führte aber auch zu manchem Schnellschuss.

Das Buch bereichert alle Hochschulveranstaltungen zu diesem Thema. Für die gemütliche Privatlektüre, selbst der Wissenschaftlerin, ist es wenig geeignet, da die Aneinanderreihung sehr vieler Studien ermüdet.

Mara Cambiaghi

TransEuropean Paths

Marina Camboni (ed.): *Networking Women: Subjects, Places, Links Europe-America. Towards a Re-Writing of Cultural History, 1890-1939*, Rome 2004 (Edizioni di Storia e Letteratura, 519 pp., 64,00 €).

The idea of establishing an interactive, polyvocal and transnational project mapping the intellectual contribution of women who were active in the early decades of the twentieth century is a fascinating one which deserves ongoing support on all fronts. One of the results of this endeavour is a bulky volume containing the proceedings of the International Conference *Networking Women: Subjects, Places, Links Europe-America. Towards a Re-Writing of Cultural History, 1890-1939* held at the University of Macerata, Italy, in March 2002. This publication, which is entirely in English, is combined with a bilingual online hypertextual database and website (<http://reti.unimc.it>) translating the *relational model of the cultural sphere* underpinning the project into a usable and practical tool, creating links among documents and highlighting unsuspected or previously ignored intellectual affinities among a variety of committed writers, artists and art patrons. Indeed, one of the fundamental aims of this enterprise is to reveal the „personal, emotional and cultural affiliations“ at the heart of their activities while recouping previously silenced or forgotten voices. The editor makes this goal very explicit on the opening page of her preface when stressing the need to highlight interlinking „fields of theory and practice in the universes of aesthetic creation as well as in political engagement, economics and social activism“. The main focus overarching these concerns remains, however, the ongoing debate on the culture that generated modernist and avant-garde forms of expression. This culture emanated from a realm of experience explored as a complex and dynamic system of relations along the lines set by Raymond Williams, Juri M. Lotman and Pierre Bourdieu, yet moving beyond the binary opposition of art and social praxis or culture and nature. It is within these theoretical premises that the *relational model of the cultural sphere* has to be understood.

The resulting volume bulges with energy and a wealth of material mapping the work of a number of highly diverse intellectuals – from Dora Marsden and H.D. to Bryher and Catherine Carswell, from Una Marson, Margaret Anderson and Jane Heap to Elsa Asenjeff, Irma von Troll-Borostyáni, Leonor Fini and Anita Pittoni, to mention only a few among them. Despite their richly diversified experiences, all of these figures were united in their strive for an autonomous female subjectivity in the open space of modernity which only started to become available to them through journals, salons and other public localities. Challenging deeply rooted social roles and political barriers, they worked for the emergence of a fertile supranational culture encompassing the redefinition of sexual relationships. Among them were combative teachers and intellectuals animated by political passion and ethical commitment, creators of salons and cultural groups as well as publishers challenging the male cultural market.

Often their work was obscured by prevailing cultural practices of the male protagonists of Modernism. An interesting case exemplifying conflicting aims and significant transformations in the cultural history of the early twentieth century is that of Dora Marsden, presented in three subsequent but separate contributions to the volume (by Marina Camboni, Valerio Massimo De Angelis and Silvana Colella respectively). Dora Marsden, who had dared to interrupt Winston Churchill's election speech at an open forum in the Northwestern English town of Southport in 1909, protesting against women's lack of representation in Parliament, was the founder of a short-lived journal with a troubled history, documented by the paradigmatic changes of its title – *The Freewoman*, *The New Freewoman*, *The Egoist*. These are significant changes not only because they signal Dora Marsden's transition from her distinct brand of feminism and subsequent attacks on the politics of the Women Social and Political Union, to a more implosive egotism whose ultimate beneficiaries were the men who inherited the journal and its editorship (notably Ezra Pound and his friends), but also because the rise and fall of Dora Marsden's enterprise interlinking with the individualist concerns of the Modernists mark a divide between extreme liberalism and „the collectivist discourse of suffragists, socialists and communists“ (p. 185), as Camboni well observes.

Other contributions to the volume focussing on different women intellectuals across the Atlantic, draw a similar trajectory albeit in the opposite direction. Laura Coltelli, for example, examines the case of Meridel LeSueur, a former student of the American Academy of Dramatic Art who had lived in the anarchist community of Emma Goldman and subsequently became a writer and a member of the Communist Party. Coltelli teases out in her analysis the complexities of an existence verging between the needs of communal participation and the sensibility of a writer who eschewed the exhortative and militant rhetorics of party politics. We learn that LeSueur was capable of blending both the female and gendered concerns of her existence with a subtle search for connections in the outer world – „from fragmentation to union between people and places“ (p. 445), that motherhood, nature and land all intertwined in her distinctly circular and experimental mode of writing underpinned by the fertility myth of Demetra and Persephone. Coltelli illustrates in detail how LeSueur's quest for a personal mode of writing that may describe the growing awareness of her characters, places her at the intersection between modernist experimental forms and the existing school of proletarian realism stressing alienating working conditions. The new emphasis placed by her on solidarity among women involves, however, a revision of this tradition in the American literary context.

Such a revision is further illustrated by Cinzia Biagiotti who discusses the case of Tillie Olsen. Like LeSueur, Olsen was also receptive to ideas and ideologies deriving from Europe while combining the observation of historical occurrences with a keen concern for women's problems and their inner condition.

Further studies highlight the historical affinity between the campaign for the abolition of slavery prior to the American Civil War and the Suffrage movement, whose imaginative strategies to increase representation in the social sphere included effective masquerades interlocking with new forms of communication and the diffusion of advertisements.

On the Continent, significant exchanges took place among the members of the *Verein der Schriftstellerinnen und Künstlerinnen* in Vienna or among the women of the culturally and ethnically turbulent city of Trieste, as Rita Svandrlik and Ernesta Pellegrini explain in their papers, while Daniela Rossini examines the impact of the American ‚New Woman‘ – a concept emerging in the U.S. at the turn of the century for someone who sought independence and rejected convention, promptly translated by illustrators and photographers into a popular image – and the ensuing iconography advertised during World War I on Italian society.

It is virtually impossible to offer an adequate description of the work presented in this volume which is also equipped with a wealth of fine illustrations documenting the crosscultural and fertile dynamism of this new cultural history. Its contributors have opted for a „sheaf of intertwined historical possibilities“ (p. 6) that may highlight the emergence of a new subjectivity, both prismatic and relational, across a richly diversified cultural field. What can be said, however, is that such a project is worthwhile and deserves to be translated into further interlinking exchanges so as to widen the scope and effectiveness of its aims in a truly transnational context.

Stefanie Duttweiler

Wissen über Männlichkeit und Weiblichkeit – Eine historische Rekonstruktion

Catherine Bosshart-Pfluger/Dominique Grisard/Christina Späti (Hrsg.): *Geschlecht und Wissen – Genre et Savoir – Gender and Knowledge. Beiträge der 10. Schweizerischen Historikerinnentagung, Zürich 2005* (Chronos, 432 S., 32,00 €).

Dieser von Catherine Bosshart-Pfluger, Dominique Grisard und Christina Späti herausgegebene Sammelband dokumentiert in 31 Beiträgen die 10. Schweizerische Historikerinnentagung 2002 in Freiburg/Schweiz. Diese Tagung hatte es sich zur Aufgabe gemacht, die komplexen historischen Prozesse, in denen Wissen über Männlichkeit und Weiblichkeit hergestellt werden, zu rekonstruieren.

Um es gleich vorweg zu nehmen: Ein großer Verdienst dieses Buches ist es, aktuelle Forschungskonzepte materialreich unterfüttert und dabei die politischen Implikationen der (Geschlechter-)Forschung nicht aus den Augen gelassen zu haben. Aus soziologischer Sicht wäre allerdings eine pointiertere theoretische Klärung wünschenswert gewesen.

Das Buch ist in drei Abschnitte unterteilt, die alle den Zusammenhang von Geschlecht, Wissen und Wissenschaft ausloten und dabei jeweils ein aktuelles Paradigma der Forschung adressieren. Diese Paradigmen werden nach einem Gang durch die feministische Wissenschaftskritik in der Einleitung kurz vorgestellt. Doch gerade hier offenbart sich die Schwäche des Buches: Die Einführung in die theoretischen Konzepte bleibt zu kursorisch und wird nur sehr oberflächlich mit den jeweiligen Beiträgen ins Verhältnis gesetzt.

Der erste Abschnitt „Vergeschlechtlichte Räume und herrschaftsrelevantes Wissen“ greift die Grundannahmen des *spacial turn* auf: Räume seien keine statischen und passiven Gefäße, sondern erst in Handlungsprozessen als solche konstruiert und stünden in besonderer Beziehung zur Konstruktion von Geschlecht. Am deutlichsten gelingt es Tanja Wirz in ihren Ausführungen zu „Alpinismus und Geschlechterordnung“, dies darzustellen: „[Männlich kodierte] Bergsteigen ist nicht dasselbe wie [als Frau] auf die Berge steigen“ (S. 69). Die anderen Beiträge untersuchen die ambivalenten Erweiterungen traditionell von Männern besetzter Räume. Wie beispielsweise an der Rolle der Frauen im Zweiten Weltkrieg oder in der Organisation des Völkerbunds aufgezeigt wird, ist in Prozessen der Professionalisierung eine solche ‚Expansion‘ nur unter Rückgriff auf spezifisch weibliches Wissen möglich. Als spezifisch weiblich kodierte Wissen, so zeigen die Studien zur Entwicklung des Lehrberufs und der Krankenpflege, ist jedoch zugleich ein wesentliches Hindernis für den Prozess der Professionalisierung.

Auch der zweite Abschnitt „Vermittlung von explizitem und Alltagswelt-Wissen“ bezieht sich auf aktuelle Forschungsfragen. Vor der theoretischen Prämisse, einverleibtes (Alltags-)Wissen präge unsere Vorstellungen von Geschlecht, steht hierbei die Aneignung, Verarbeitung und Vermittlung von Wissen zur Diskussion. Die (hauptsächlich französischsprachigen) Studien zur Mädchenbildung widmen sich der expliziten Vermittlung von Wissen. Eher indirekte Formen der Vermittlung von Alltagswelt-Wissen über Geschlecht werden in den darauffolgenden Beiträgen verhandelt: Wie sich die Leitbilder von Männlichkeit etablieren, wird am Beispiel der Schweizer Militärausbildung untersucht (Wie gestaltet sich der „Lehrplan“ der „Schule der Nation“?), die Konstruktion von Frauenleitbildern am Beispiel der Zwangsarbeitsanstalt Thorberg für Frauen Mitte bis Ende des 19. Jahrhunderts. Dort wurde durch die akribische Dokumentation des Verhaltens der Insassinnen sowie bei der (erfolglosen) Kontrolle junger Mädchen in Erziehungsanstalten sowohl das Bild der ‚delinquenten‘ als auch der ‚anständigen‘ Frau verfestigt. Alle aufgeführten Fälle erweisen sich als „Produktionsstätten für geschlechtsspezifisches Wissen“ (S. 197) – auch wenn in allen Beispielen eine deutliche Diskrepanz zwischen den Diskursen und der gelebten Realität sichtbar wird.

Im dritten Abschnitt „Geschlecht als Sozial- und Wissenskategorie“ wird – entgegen des umfassenderen Titels – das Verhältnis von Geschlecht und Wissenschaft (nicht Wissen allgemein) beleuchtet. Alle Beiträge sehen im Geschlecht ein Strukturelement sowohl sozialer Verhältnisse als auch des Wissens und untersuchen das Verhältnis zwischen Wissenskategorie und Geschlechterkonstruktion. In ihrer programmatischen Vorstellung eines Forschungsprojektes zu Züricher Historikerinnen stellt Beatrice Ziegler dazu unter anderem die Frage, wie die symbolische Ordnung der Disziplin durch die Kategorie Geschlecht beeinflusst wird. Ausgehend von der These, dass Wissenschaft ihren Gegenstand selbst herstellt, darf Wissenschaft nicht losgelöst von ihrem gesellschaftlichen (sprich: geschlechtsspezifisch strukturierten) Entstehungskontext gesehen werden. Die weiteren Beiträge dieses Abschnittes zeigen: Aus- und Einschluss von Akademikerinnen sind maßgeblich von diesem Kontext geprägt, ebenso wie vermeintlich objektive wissenschaftliche Wahrheiten dort sozial situiert sind und so von diesem entscheidend mitkonstruiert werden.

Die Studien dieses lesenswerten Sammelbandes werden durch zwei Beiträge abgerundet, die für ein (Wieder-)Aufleben der feministischen Position in der Geschichtswissenschaft plädieren. Unter der Programmatik „Geschichte be-lesben“ zeigt Ilona Scheidle am Beispiel eines historischen Stadtrundganges in Heidelberg, wie aktiv feministisches Wissen produziert werden kann, um gängige Sichtweisen zu revidieren. Kornelia Hauser knüpft an die Tradition der Frauenbewegung an, in der Wissen über die gesellschaftlichen Verhältnisse und Befreiung, sprich: politische Praxis, zusammengedacht wurden. Poststrukturalistische Ansätze in der Theorie, neoliberale Umbauten der Bildungsinstitutionen sowie das Verblassen des Zusammenhangs von erlittenem Leid und antizipiertem besseren Leben haben aktuell den Zusammenhang von Praxis und theoretischer Reflexion in der Frauenforschung zerrissen. Dem von ihr vorgetragenen Plädoyer, Sozialwissenschaft (wieder) zu einer Reflexionswissenschaft zu machen, sind viele der hier versammelten Beiträge gefolgt: In der Analyse des Zusammenhangs von Geschlecht und (wissenschaftlichem) Wissen reflektiert wissenschaftliches Wissen auf sich selbst, seine Produktionsbedingungen und Machteffekte und kann so auch einen wesentlichen Beitrag zur Aufklärung über die aktuellen gesellschaftlichen Verhältnisse liefern.

Anelis Kaiser

Neue Versuche zur Konfiguration und Konstitution von Materialitäten und Verkörperungen

Corinna Bath/Yvonne Bauer/Bettina Bock von Wülfigen/Angelika Saupe/Jutta Weber (Hrsg.): *Materialität denken. Studien zur technologischen Verkörperung – Hybride Artefakte, posthumane Körper*, Bielefeld 2005 (transcript Verlag, 222 Seiten, 23,80 €).

Beim Betrachten des Deckblattes von *Materialität denken. Studien zur technologischen Verkörperung – Hybride Artefakte, posthumane Körper* bleibt der Blick an der Kopfbedeckung der darauf abgebildeten Babuschka hängen. Wie bei einem *trompe l'oeil* oszilliert das Auge zwischen zwei möglichen Interpretationen, wir fragen uns, ob dieses schwarze ‚Etwas‘ als ein zusätzliches Schmuckstück und somit als ein Bestandteil der Babuschka oder als eine auf dem Hintergrund aufgetragene Bemalung zu betrachten ist. Der Grund dieser Verwirrung ist, dass wir auf den ersten Blick nicht identifizieren können, woraus dieses ‚Etwas‘ besteht. Auf diese Weise bringt diese Abbildung das zentrale Thema des Bandes recht gut auf den Punkt: Das Thema der Materialität – und wie wir darüber zu denken im Stande sind.

Materialität denken umfasst die zu einem Band ‚materialisierten‘ Gedanken von sechs Autorinnen über das Verhältnis von Materialität und Technologien in der *Technoscience*. Dieser Sammelband entstand in einer inter- bzw. transdisziplinären Zusammenarbeit zwischen Vertreterinnen der feministischen Naturwissenschafts- und Technikkritik und der *Cultural Studies of Science* und untersucht, wie in un-

serer Technowissenschaftskultur neue, historisch spezifische Formen der Verkörperung konfiguriert werden. Er verfolgt das Ziel, technologische Verkörperungen ins Zentrum des Blickfeldes zu rücken und Neukonstitutionen von Materialität anzuregen, um dadurch weiterführende Debatten innerhalb dieses Forschungsfeldes anzustoßen.

Die Einleitung der Herausgeberinnen beginnt mit einem kurzen Überblick bisheriger feministischer, naturwissenschafts- und technikkritischer Positionen, in denen die Themen Geschlecht bzw. Geschlechterverhältnisse explizit zum Tragen kommen. Es wird darauf verwiesen, dass selbst die feministische Naturwissenschafts- und Technikkritik jüngerer Zeit die Vorstellung eines vorgängigen Körpers nicht zu überwinden vermochte. Aktuelle Technologien schreiben sich also nach wie vor in einen ‚passiven‘ Körper ein und der Körper ist den technologischen Entwicklungen gegenüber in einem Unterwerfungsverhältnis gefangen.

An diesem Punkt setzen die Herausgeberinnen an. Ausgehend von einer transdisziplinären Erkenntnis- und Forschungsform, mit besonderem Augenmerk auf die Selbstreflexion über die eigene Disziplin, suchen sie nach materiellen Verkörperungsformen fernab von technikkritischen oder technikidealisierenden Diskursen. In *Materialität denken* wird getrennt und verbunden, unterschieden und zusammengetragen. So unternehmen die ‚Profetinnen‘ – all die Herausgeberinnen sind seit Jahren im Projekt feministische Theorien im Nordwestverbund (ProFeTiN) engagiert – einerseits „notwendige Unterscheidungen“ zwischen erkenntnistheoretischen, rhetorischen und ontologischen Annahmen, wobei die rhetorische Ebene als Strategie deklariert wird. Auf der anderen Seite verbinden („produktive Verbindungen“) sie verschiedene Ansätze aus der kritischen Theorie, aus den Aktornetworktheorien, dem Sozialkonstruktivismus, der deutschsprachigen Wissenschaftsphilosophie und den *Cultural Studies of Science and Technology* zu einer eigenen Position mit dem Ziel, die Dimensionen des Materialen, des Soziopolitischen und Semiotischen zusammenzubringen. Im Zentrum der Kritik steht ein Körper ohne Handlungs- und Gestaltungsmacht, was sie zu einem Verständnis von Körper als „situierter Akteur“ führt. Aber cave, der Körper sei nicht im Sinne eines autonomen Subjekts zu verstehen, welches im Stande ist, sich den Technologien oder Diskursen zu widersetzen, da damit nur neue (Re-)Naturalisierungen geschaffen würden. Vielmehr postulieren die Herausgeberinnen einen Körper, der gleichzeitig konstituiert und konstituierend wirkt. Anders als poststrukturalistische Erklärungsansätze jedoch, die den Körper als Kategorie auffassen und angesichts seiner diskursiven Konstruktion verwerfen, suchen sie ausgehend von Haraways späterem Werk nach einem neuen Verhältnis zum Körper. Körper werden als „nicht deckungsgleich mit den sie hervorbringenden diskursiven und technologischen Praktiken“ (S. 21) definiert, sie sind auch nicht Produkt diskursiver Praktiken als vielmehr „eigenständige, eigensinnige und nicht vollständig anzueignende Entitäten“ (S. 21). Die Herausgeberinnen gehen von einem Körper aus, der sich nicht einem Erkenntnissubjekt, einem Diskurs, der Gesellschaft oder der *Technoscience* unterordnet, der aber auch

nicht den Status eines souveränen, sich sämtlichen technologisierenden Entwicklungen unserer Gesellschaft widersetzenden Subjektes innehat.

So untersucht *Yvonne Bauer* sexualwissenschaftliche Körpervorstellungen und zeigt den Wandel vom industriellen zum kybernetischen Lustkörper im Zusammenhang mit dem Einfluss neuer Technologien auf; *Jutta Weber* fokussiert auf den Stellenwert von Körper und Materialität in der Künstlichen Intelligenz bzw. in der Artificial Life Forschung und Robotik; *Bettina Bock von Wülfigen* widmet sich dem Geschlechtskörper und zeigt am Beispiel einer Studie auf, wie darin die Materialisierung von Geschlechtlichkeit und lesbischer Identität konstruiert werden; *Luciana Parisi* untersucht die virtuelle Materialität im bioinformatischen Kapitalismus; *Torsten Wöllmann* legt dar, wie der Männerkörper als biologischer Geschlechtskörper entdeckt wird; *Maria Osietzki* stellt das Neurolinguistische Programmieren als neue Verkörperungspraktik vor und *Karen Barad* schließlich unternimmt eine theoretische Annäherung an den Prozess der Materialisierung mit dem Impetus, Diskurstheorie und ontologische Materialitätsverständnisse einander anzunähern.

Zwei Beiträge aus *Materialität denken* sollen im Folgenden ausführlicher vorgestellt werden. Es sind dies „Posthumanist Performativity: Toward an Understanding of How Matter Comes to Matter“ von *Karen Barad* und „Esoterische Verkörperungen – Die breiten Schwellen zwischen Wissen und Glauben“ von *Maria Osietzki*. *Barad* befaßt sich explizit und direkt mit dem Thema der „Materialisierung“, während *Osietzki* einen impliziten Umgang damit pflegt. Kontrastierend zueinander geben diese Artikel exemplarisch wieder, was diesen Sammelband ausmacht: explizite und implizite Verkörperungen.

Ausgehend von ihrer Kernfrage, nämlich wie Materie zur Materie wird, kritisiert *Barad* die Unterberücksichtigung von Materie in der Analyse unserer sprach- und diskurslastigen Signifizierungspraktiken. Können wir überhaupt nach materiellen Gegebenheiten fragen „when materiality itself is always already figured within a linguistic domain as its condition of possibility?“ (S. 187). Schwer zu überwinden seien an dieser Stelle unsere Repräsentationslogiken, die uns nicht ermöglichen, jenseits von Repräsentanten und das zu Repräsentierende, von Materie und Diskurs zu denken. Interessanterweise rekurriert sie zur Annäherung an dieses Problem auf das diskursanalytische Instrument der Performativität. Eine ‚richtig ausgelegte‘ Performativität nämlich lasse die exzessive Gewichtung der Sprache bei der Erklärung dessen, was real sei, an sich abprallen und wiese entgegen vieler Annahmen gerade *nicht* die Tendenz auf, alles – materielle Körper eingeschlossen – in Diskurse aufzulösen. Gezielt und geradewegs begibt sich *Barad* auf die Suche nach einem neuen Verständnis von Materialität und Materialisierung in ihrem materiellsten Sinne, fokussiert auf das ‚Wie‘ des Prozesses der Materialisierung und wagt auch einen interessanten – aber zirkulären? – Gedanken:

„(...) any robust theory of the materialization of bodies would necessarily take account of *how the body's materiality – for example, its anatomy and physiology – and other material forces actively matter to the processes of materialization.*“ (S. 194, Hervorhebung im Original)

In diesem Zusammenhang und unter Bezugnahme auf Foucault, Butler und andere hebt sie hervor, dass eine Betrachtungsweise von Körper als Endprodukt diskursiver Akte ein Verständnis von Körper als Oberflächenstruktur impliziere und somit Materie um eine wesentliche Eigenschaft ihrer selbst betrüge. Sie fragt beispielsweise, wie die Bestandteile des biologischen Körpers, die Atome, dazu kämen, Materie zu werden. Zur Beantwortung dieser und ähnlicher Fragen und als Alternative zum oben bemängelten Repräsentationalismus stellt sie in ihrem Artikel den Ansatz der „posthumanistischen Performativität“ vor, wozu die promovierte Physikerin zuerst einmal eine ontologische Absicherung heranzieht. Basierend auf Niels Bohrs theoretische Annahmen, Dinge hätten keine inhärent festgelegten Grenzen und Worte keine inhärent festgelegten Bedeutungen, verfährt sie in ihrem Ansatz eine

„(...) *causal relationship between specific exclusionary practices embodied as specific material configurations of the world (i.e., discursive practices/ (con)figurations rather than ‚words‘) and specific material phenomena (i.e., relation rather than ‚things‘).*“ (S. 199, Hervorhebung im Original)

Diese kausale Beziehung ist eine der *agential intra-actions*. Mit dem Begriff der *intra-action* möchte sie den Unterschied zu *interaction*, die von einer Präexistenz voneinander unabhängiger Einheiten ausgeht, markieren. Ihrem Verständnis nach gibt es keine vorgegebenen Dinge, die primären epistemologischen Einheiten sind „Phänomene“, die sie des Weiteren als ontologisch primitive Relationen und als „(...) ontological inseparability of agentially intra-acting ‘components’“ (S. 200) definiert. Gerade und nur durch spezifische *agential intra-actions* werden bestimmte Eigenschaften und Abgrenzungen phänomenologischer Aspekte und bestimmte verkörperte Konzepte bedeutungsvoll und bedeutungsträchtig. Phänomene werden durch *agential intra-actions* multipler Apparaturen von Körperherstellungspraktiken produziert, wobei Apparaturen eine konstitutive Rolle bei der Umdeutung von Diskursen und Materie im Sinne von *intra-actions* spielen. *Intra-actions* verlangen nach einem neuen Verständnis von Kausalität, was auch der Grund dafür sein mag, dass bei einer Leserin mit konventionellem Kausalitätsverständnis ein widerspenstiger Rest Unklarheit in Barads Ausführungen zur „performativen Metaphysik“, wie sie selbst letztere Überlegungen betitelt, zurückbleibt. Durch iterative *intra-actions* kämen Phänomene zu ihrer Materie, eine nicht fixierte Materie, sondern eine „Substanz in ihrem intra-aktiven Tun“, „not a thing, but a doing, a congealing of agency“ (S. 206). Letzteres setzt sie mit Performativität gleich. Darüber hinaus sollen ihre Auslegungen zur performativen Metaphysik nicht in einem anthropomorphischen Sinne verstanden werden. Alle Körper, nicht nur menschliche, kämen auf diese Weise zu ihrer Materialität und weil ihr Ansatz – im Gegensatz zu diskursiven Praktiken, die ihrer Meinung nach „boundary-making practices“ (S. 206)

sind – Grenzen aufzulösen im Stande ist, gäbe es keine fixen Grenzen zwischen menschlich und nicht menschlich, was den Begriff des „posthumanist“ erklärt. Ausdrücklich hebt sie hervor, dass materielle Gegebenheiten von Bedeutung sind, nicht weil sie bestimmte Diskurse, die die aktuellen hervorbringenden Größen für Körper sind, „unterstützen“, sondern weil sie durch iterative Intra-Aktionen die Welt in „ihrem Tun“ materialisieren.

Als „esoterische Verkörperung“ bezeichnet *Maria Osietzi* das „Neurolinguistische Programmieren“ (NLP), eine Kurzzeittherapieform, die von R. Bandler und J. Grinder Ende der 70er Jahre entwickelt wurde und sich auch heute noch großer Beliebtheit erfreut. Laut der Autorin verdankt das NLP seine weit verbreitete Popularität hauptsächlich zwei charakteristischen Wesensmerkmalen. Zum einen passe es in unsere postmoderne Gesellschaft, in der konstruktivistische Denkmodelle über unsere Kultur vorherrschen. In einer konstruktivistischen Ordnung erhalte das Thema der ‚Repräsentationen‘ eine zentrale Rolle, doch nicht nur die Repräsentationen an sich, sondern und vor allem auch die Veränderbarkeit der Repräsentationen, welche kulturellen und historischen Transformationen unterliege und somit beeinflussbar sei, spiele eine tragende Rolle. Zum anderen befände sich das NLP durch seine wissenschaftliche Einbettung in der Hirnphysiologie und Kognitionspsychologie genau im Trend unserer Zeit. Aus diesen Gründen erlaube das NLP als vielversprechende und seriös wirkende Alternative den Eingriff in unsere mentalen Repräsentationen zur Veränderung fixierter Einschränkungen, die den menschlichen Blick auf die Welt trüben. Eine an dieser Stelle eingefügte Ausdifferenzierung zwischen kognitionspsychologischem und geisteswissenschaftlichem Verständnis von ‚Repräsentation‘ wäre zur Vermeidung einer begrifflichen Konfundierung dieser Termini von Nutzen gewesen. Weiterhin hätte, so die Autorin, dieses zur „humanen Technologie“ umgewandelte psychologische Instrument mit kybernetischer Metaphorik zum Ziel, unsere Denkweisen neu zu „modellieren“ oder neu zu „programmieren“, unsere „Daten“ zu verändern und ein neues „reframing“ der Person herzustellen. Prozesse der Materialisierung werden bei *Osietzi* nicht ausgearbeitet, doch lassen sich einige implizite Momente von ‚Verkörperungen‘ des NLPs eruieren, beispielsweise in der Hinsicht, dass diese interventionistische Maßnahme spezifische und einfache Prinzipien lehre, die unmittelbar auf den Körper einwirken und welche, laut seinen Erfindern, auch direkten Einfluss auf die Arbeitsweise des Gehirns nehme. Von weitaus zentralerer Bedeutung als die Materialisations- oder Verkörperungsformen scheint die ‚Funktion‘ des Körpers beim Neurolinguistischen Programmieren zu sein. Der Körper ist nach Ansicht der NLP-Gründer in seinen Regungen kongruent, da er gehirnelementar gesteuert auf die Umwelt und seine Erfahrungen reagiere und unter anderem auch aus diesem Grund der „entscheidende Ort für die Initiierung persönlicher Veränderungen, die auf der Basis seiner [des Körpers, A.d.V.] sensuellen Auskünfte eingeleitet (...) werden“ (S. 177). Nicht zuletzt weil der Körper als „Medium“ individueller Veränderungspotentiale aufgefasst werde, so *Osietzi*, verwirkliche und verkörpere sich in ihm die technische und psychopolitische Realität. Realität? Oder marktfähige Fiktion mit Neigung zur Esoterik? Das lässt die Autorin offen.

Alles in allem ist dieses Produkt des Projektes ProFeTiN ein gelungener Sammelband und regt an, weiterführende Debatten zum Thema der Materialität anzustoßen, was erklärtes Ziel der Herausgeberinnen ist. Die Beiträge sind für sich betrachtet interessant, doch sehr heterogen und der Zusammenhang zu denen in der Einleitung aufgeworfenen Fragen und Sichtweisen ist in manchen von ihnen lediglich implizit oder vage. Folgendermaßen werden die einzelnen Artikel so zusammengehalten wie die einzelnen Babuschkas, nur durch ihre Anfangsstruktur: der größten Babuschka bzw. der Einleitung.

Meike Penkwitt

(Re-)Kanonisierung einer vergessenen Klassikerin?

Birte Giesler: *Literatursprünge. Das erzählerische Werk von Friederike Helene von Unger*, Göttingen 2003 (Wallstein Verlag, 352 S., 28,00€).

Literatursprünge, die Promotionsschrift der mittlerweile in Australien lehrenden Germanistin Birte Giesler, liest sich ebenso wissenschaftlich gewinnbringend und zugleich unterhaltsam wie deren bereits in den *Freiburger FrauenStudien* (12/2003) besprochene Magisterarbeit zu Hedwig Dohms Roman *Schicksale einer Seele* („...wir Menschen alle sind Palimpseste...“, Herbolzheim 2000). Gegenstand von *Literatursprünge* ist das erzählerische Werk Friederike Helene Ungers, das von Giesler in einer „möglichst umfassenden Gesamtschau“ (S.11) vorgestellt und analysiert wird. Auch hier stellen die Aspekte ‚Intertextualität‘ und ‚Bildungsroman‘ wieder wichtige Bezugspunkte dar.

Friederike Helene von Unger (1752-1831), Autorin einer Reihe von Romanen und Erzählungen, Verlegerin und Übersetzerin von Rousseaus *Confessions* ist heute höchstens noch denjenigen bekannt, die der Frage nach einem (deutschsprachigen) weiblichen Bildungsroman nachgehen, wird doch Ungers Erstling *Julchen Grünthal* immer wieder als ein solcher diskutiert. Wie Giesler ausführt, lebte und arbeitete Unger im Zentrum des Berliner Kulturbetriebs der Goethezeit. Als Gattin des berühmten Verlegers Johann Friedrich Unger, die bereits vor der Heirat im Verlag mitarbeitete und nach dem Tod ihres Ehemannes von 1804 bis 1811 das Verlagshaus weiterführte, korrespondierte sie mit berühmten Zeitgenossen, darunter Schiller, die Brüder Schlegel und Ludwig Tieck und nicht zuletzt Goethe, dessen *Wilhelm Meister* 1796 im Unger’schen Verlagshaus erschien. Unger war „auf sämtlichen Ebenen des sich eben etablierenden Literatursystems involviert“ (S. 10). Und nicht nur in ihrem Roman *Julchen Grünthal* setzt sich Unger spielerisch-kritisch mit Goethes *Wilhelm Meister* auseinander, dem Paradigma des Bildungsromans überhaupt. Dieser Text stellt, so Giesler, einen durchgängigen intertextuellen Bezugspunkt in Ungers Texten dar.

Ungers Texte wurden von ihren ZeitgenossInnen durchaus rezipiert und in Besprechungen immer wieder lobend hervorgehoben. In ihrer „wohl erste[n] öffentlichen Erwähnung“ (S. 52) 1787 pries Julius Friedrich Knüppeln sie geradezu dafür, den von ihr übersetzten Rousseau kongenial erfasst zu haben. Knüppeln, so Giesler, lasse Unger, die er als „an der Hand von Grazien von den Musen großgezogen“ (S. 52) beschreibt, „beinahe als Allegorie der Sprachkunst“ (ebd.) selbst erscheinen. Daneben lobt Knüppeln sie auch als Verfasserin eines eigenständigen literarischen Werkes.

Heute ist Unger trotzdem weitgehend vergessen. Im Zuge eines Forschungsberichtes zu den Texten Friederike Helene Ungers, der zugleich eine Aufarbeitung der Rezeptionsgeschichte darstellt, führt Giesler die allmähliche Verdrängung dieser Autorin aus der Literaturgeschichtsschreibung vor Augen. Diese Analyse kann hinsichtlich der Kanondebatte und der Frage nach dem Ausschluss der Texte von Autorinnen durchaus als exemplarisch gelten. Entscheidend ist dabei, dass die Texte Helene Ungers unter dem Gesichtspunkt der ‚Literarizität‘ auch heute noch von Interesse sein könnten, anders etwa als Susan Warners pietistisches Mädchen-erziehungsbuch *The Wide, Wide World*, das seinerzeit einem Bestseller gleichkam, jedoch, wie Aleida Assmann in der nächsten Ausgabe der *Freiburger FrauenStudien* ausführen wird, heute nur noch bei einem Fachpublikum von Bedeutung sein kann.

Nicht nur für diejenigen, die bereits Interesse an dem Werk der besprochenen Autorin haben, bzw. sich neugierig auf Texte einer für sie bisher unbekannten Autorin machen lassen wollen, ist Gieslers Publikation *Literatursprünge* von Bedeutung. Erhellend sind z.B. auch Gieslers Ausführungen zum Zusammenhang zwischen der zeitgenössischen Bildungsdebatte und der Diskussion über die sich um 1800 formierenden ‚bürgerlichen Geschlechtscharaktere‘. Aus diesem Kontext entstammt auch das folgende von Giesler im Buchtitel verwendete Zitat, das ein Bewusstsein über die geschlechterformierende Kraft (nicht nur literarischer) Diskurse ausdrückt: „das Mädchen wird uns Sprünge machen; sie wird Romane und Gedichte lesen, Komödien sehen“.

Empfohlen sei das Buch deshalb auch all denjenigen, die nach einem Zugang zu oder auch nach einer Einführung in die *gender-sensitive* Literaturwissenschaft suchen. Giesler führt nicht nur „Geschlechtsidentität als intermedial und performativ erzeugte sprachliche Konstruktion“ (S. 10) vor Augen, sondern widmet sich auch einer ganzen Reihe von für die feministische Literaturwissenschaft zentralen Fragen: So problematisiert sie neben der Diskussion um einen weiblichen Bildungsroman und der zeitgenössischen Geschlechterdebatte, neben Fragen der (De-)Kanonisierung von AutorInnen z.B. auch den Begriff der weiblichen Autorschaft und schlägt vielfach Bögen zu zentralen Kontroversen der poststrukturalistischen Theoriedebatte.

Rezensionen zum Thema
„Queering Gender – Queering Society“

Jennifer Moos

Auf dem Weg

Karen-Susan Fessel: *Jenny mit O*, Berlin 2005 (Querverlag, 306 S., 17,90 €).

Ich bin auf dem Weg. Immer noch und schon wieder. Und vielleicht auch für immer. (S. 306)

Mit diesen Sätzen endet Karen-Susan Fessels Roman *Jenny mit O* – mit einem Ende, das kein Ankommen am Ziel vortäuscht, weil es *das* Ziel nicht gibt. Oder vielleicht *noch* nicht gibt für Jenny/Jonny? Aber fangen wir von vorne an: Mit 17 Jahren hat Jenny die Nase voll. Voll von ihrem Stiefvater, der sie nur aufgrund des Kindergeldes duldet, voll von ihrer Mutter, die den besoffenen Alten schützt und voll von ihrer Clique, die der kleinstädtischen Langeweile nur Trinkgelage, Pöbeleien und Pärchengehebe entgegenzusetzen hat. Also nichts wie raus aus Groß Klein bei Rostock und rein ins wilde Großstadtleben, mitten nach Berlin. Dort hängt Jenny zunächst mit Straßenkids an der Gedächtniskirche rum, trifft einen alten Rostocker Kumpel, der schon zwei Jahre vor ihr das Weite gesucht hatte und mittlerweile in Drogengeschäfte verwickelt ist – ein fatales Unternehmen, wie sich nicht lange nach dem Wiedersehen herausstellt – und schließt sich schlussendlich Kai an. Kai, ein Stricher, der eine heruntergekommene Fabriketage in Friedrichshain bewohnt, schlägt sich mit Klauen und Schnorren durchs Leben – ein Leben, das Jenny schon nach kurzer Zeit nicht mehr geheuer ist. Nach einer Pogo-Slash-Party im *SO36* in Kreuzberg landet Jenny im *Roses*, einer Bar für allerlei bunte Vögel aus der *queeren community*. Dort begegnet sie Mascha, einer Lesbe Anfang 40, die zu ihrer Mentorin wird und deren Wohnung Jenny/Jonny zu jeder Zeit als Zufluchtsort nutzen kann.

Was als ein ‚Missverständnis‘ aufgrund des erhöhten Lärmpegels im *SO* beginnt, wird zukunftsweisend für Jenny. Auf einer Party erhält sie von Mascha ihren neuen, zu ihrem geschlechtlichen Empfinden viel besser passenden Namen: „Na klar. (...) Dabei ist es so einfach. *Wie Jenny, nur mit einem O. Ganz einfach*“ (S. 148). Jonny eben. Der minderjährige Jonny zieht mit in Maschas Wohnung ein. Als Gegenleistung hilft er bei den Renovierungsarbeiten und verdient sich in einem Lebensmittelgeschäft etwas Geld dazu – mit einem ‚Jungsjob‘: Regale auffüllen. Obwohl Jonny seine Arbeit immer zuverlässig verrichtet, wird er gefeuert als auffliegt, dass er ein Junge mit einem Mädchenkörper ist. Mascha weiß als Sozialarbeiterin, dass sie sich strafbar macht, wenn sie Jonny noch länger bei sich wohnen lässt. Deshalb vermittelt sie ihm mit Hilfe des Jugendamtes ein Zimmer in einer Kreuzberger Jugend-WG. Doch auch dort ist Ärger vorprogrammiert: Einerseits hat Daniel es auf den neuen Mitbewohner abgesehen und andererseits verliebt sich Jonny in Carolin. Und die in ihn – ausgerechnet. Doch was passiert, wenn Carolin herausfindet, dass Jonny gar keinen Jungenkörper hat?

[W]as soll sie da schon mit jemandem wie mir [d.h. Jonny, J. M.]: einem Jungen ohne Geld, ohne Job, ohne Wohnung, ohne klare Pläne – und vor allem ohne den richtigen Körper? (S. 266)

Und überhaupt, wo auf der Geschlechterskala steht Jonny eigentlich? Seine Brüste stören, die mickrigen Oberarme werden durch Liegestütze gestärkt und dank des Suspensoriums, das Bifi ihm geschenkt hat, sieht auch ‚untenrum‘ alles klasse aus. Bifi erweist sich als Jonnys treuester Freund, der ihn immer wieder aufrichtet und ihm ein Zimmer in seiner eigenen WG beschafft, als Jonny aus der alten Jugend-WG wegen einer Schlägerei mit Daniel herausgeworfen wird. Zum ersten Mal scheint Jonny ein richtiges Zuhause gefunden zu haben: ein Zimmer, eine Lehre zum Maler und Lackierer, Menschen, die zu ihm stehen und ihn unterstützen und vielleicht sogar eine Freundin ...

Jenny mit O ist bis dato vielleicht Karen-Susan Fessels bester Roman. Ein Roman, der gekonnt aktuelle *gender*- und *trans*-Debatten einfließen lässt, ohne dabei zu theoretisch oder zu klischeehaft zu werden. Die Einbindung gesellschaftspolitischer Themen wie Fragen zur Asylpolitik, Gewalt gegenüber Jugendlichen, linker (Nicht-)Solidarität und zu den Rechten Minderjähriger glückt ebenso wie die Darstellung der vielfältigen Einzelcharaktere. Trotz der größtenteils jugendlichen ProtagonistInnen ist *Jenny mit O* nicht ‚nur‘ ein Jugendroman: Themen wie Generationen übergreifende Verantwortung und alternative Familienentwürfe dürften für alle Junggebliebenen von Interesse sein.

Gewohnt einfühlsam, wunderbar stilsicher und ‚pädagogisch wertvoll‘, wird die Reise eines jungen Menschen durch den Dschungel des Lebens geschildert. Für Jenny/Jonny handelt es sich dabei um eine Reise, die kein wirkliches Ziel kennt. Eine Reise, die in einem Schwebezustand endet: Nämlich der Freiheit, (noch) keine Entscheidung über das eigene (Körper-)Geschlecht fällen zu müssen. Auf seine Feststellung, keine Lesbe zu sein und Maschas Frage danach, was er denn dann sei, antwortet Jonny: „Ich weiß es nicht (...). Ich weiß es einfach nicht genau“ (S. 196). Lassen wir Jenny/Jonny dieses Nichtwissen ...

Laurie Taylor

Das Leben nach der neosexuellen Revolution

Volkmar Sigusch: *Neosexualitäten – Über den kulturellen Wandel von Liebe und Perversion*, Frankfurt 2005 (Campus, 250 S., 24,90 €).

In seinem neuen Buch *Neosexualitäten: Über den kulturellen Wandel von Liebe und Perversion* wirft der renommierte Sexualforscher Volkmar Sigusch einen prüfenden Blick auf die mannigfaltigen Aspekte des menschlichen Sexuallebens und schildert die „neosexuelle Revolution“, der dieses Leben in den letzten Jahrzehnten ausgesetzt war. Außerdem stellt er die Frage nach Liebe, die oft mit der Sexualität eng verkoppelt wird und nach der angeblich alle Menschen suchen. Weiterhin zieht Sigusch Bilanz mit *Neosexualitäten* nach seinen mehr als dreißig Jahren als Direktor des Instituts für Sexualwissenschaft der Universität Frankfurt am Main. Er verhilft seiner früheren Arbeit zu neuem Leben, indem er bisherige Forschungsergebnisse und klinische Erfahrungen auf poststrukturalistische, feministische und marxistische Theorien treffen lässt und diese verbindet. Auf diese Weise konstituiert sich eine bittersüß anmutende Modifikation von Kulturkritik.

Was ist unter dem Terminus „Neosexualitäten“ bei Sigusch zu verstehen? „Neosexualitäten“ werden von ihm in kurzen Kapiteln beschrieben, die Themen wie „Annäherung der Geschlechter“, „Egoistische Konsensmoral und Selfsex“, „Gibt es ein Homo-Gen?“ oder „Hat Viagra eine sexuelle Revolution ausgelöst?“ zum Inhalt haben, und die in dem sich anschließenden „*Mundus Sexualis* – ein etwas anderes Glossar“ eine Zusammenfassung finden. Als Folge des kulturellen Wandels der letzten Jahrzehnte sei, so Sigusch, „(...) Sexualität heute nicht mehr die große Metapher des Rausches, des Höhepunktes, der Revolution, des Fortschritts und des Glücks.“ (S. 8) Eine solche Entwicklung bietet eine gewisse Freiheit, da viele der alten Tabus an Gültigkeit verloren haben und Praktiken, einst als krankhaft oder pervers pathologisiert, heutzutage weitgehend sowohl unter Ärzten und Psychoanalytikern als auch in der Gesellschaft als normal angesehen und akzeptiert werden. Siguschs marxistischer Kritik zufolge stellt jedoch die Kommerzialisierung und Banalisierung von Sexualität die Kehrseite einer solchen Entwicklung dar. Ein weiterer Teil der Neosexualitäten sei sowohl als ein zunehmender Egoismus wie auch als zunehmende Selbstliebe aufzufassen, die beispielsweise der Enttabuisierung und quantitativer Erhöhung der Selbstbefriedigung als Sexualpraktik zugrunde lägen.

Durch Siguschs Analyse gewinnen LeserInnen einen tiefen Einblick in die enorme Breite der verschiedenen zwischenmenschlichen Verhältnisse, Sexualformen und Geschlechtervarianten. Seine sachlichen Betrachtungen zu den unterschiedlichsten Sexualpraktiken wirken erfrischend, da er jegliche moralische Beurteilung vermeidet, obgleich er den Begriff ‚Perversion‘ benutzt, um Praktiken zu bezeichnen, die von der angeblich normalen genitalen Heterosexualität abweichen. LeserInnen mögen daran zweifeln, ob es Sigusch gelingt, das Wort in einen neutralen analytischen Begriff zu wandeln. Andererseits mögen LeserInnen zu der Auffassung gelangen, seine Kulturkritik gehe an manchen Stellen zu weit, weise sogar Wider-

sprüchlichkeiten auf. So scheint Sigusch eine verhaltene Kritik an den von dem Sensationalismus geprägten Medien zu üben. Dieser Sensationalismus führe seiner Meinung nach zu einer „Banalisierung sexueller Vorlieben und Praktiken“ (S. 103), wobei „um heute noch schockieren zu können, die Stufenleiter bis zum Ende heruntergestiegen werden“ (S. 103) müsse. Trägt er durch seine Analyse jedoch nicht auch dazu bei, indem er sich z.B. mit dem von Suzi Godson verfassten *Das Buch vom Sex* auseinandersetzt und dessen Inhalt ausführlich beschreibt – „... Dogging (Paare beim Sex im Auto beobachten), Felching (Heraussaugen von Samen aus Scheide oder Darm, z.B. mit einem Strohhalm), Mukophagie (Verzehr von Nasenschleim)“ (S. 104) usw.? Bekämpft man Sensationalismus am besten mit einer Wiedergabe des Sensationalisierten?

Von Interesse ist auch seine ziemlich düstere kulturelle Prognose. Trotz seiner meist optimistischen Einstellung zu den Folgen der neosexuellen Revolution, gelangt Sigusch jedoch zu der pessimistischen Schlussfolgerung, dass Sexualität durch ihre Banalisierung „an Sprengkraft“ (S. 8) verloren habe und diese Sprengkraft nun „in die aggressive Sphäre“ gewandert sei. Dies bedeute, Fälle von sexuellem Missbrauch und Gewaltexzesse würden künftig zunehmen, da diese verlorene Sprengkraft nun woanders gesucht werden müsse. Ob LeserInnen nun aufgrund ihres etwaigen Optimismus an seiner Schlussfolgerung zweifeln mögen oder dies auch nicht tun, wer gern über Sexualität nachdenkt (und wer tut das nicht?) wird in *Neosexualitäten* viele Themen zum Nachdenken vorfinden.

Rezensionen zum Thema ,Jenseits von Gender‘

Franziska Bergmann

Die Notwendigkeit einer verstärkten Präsenz: Eine in der Germanistik längst überfällige Bestandsaufnahme zeitgenössischer Dramatik

Franziska Schöblier: *Augen-Blicke. Erinnerung, Zeit und Geschichte in Dramen der neunziger Jahre*, Tübingen 2004 (Gunter Narr Verlag, 360 S., 58,00 Euro).

Leider fristet der literaturwissenschaftliche Umgang mit zeitgenössischer deutschsprachiger Dramatik an unseren Universitäten noch immer ein Schattendasein. Franziska Schöblier zeigt jedoch in ihrer Arbeit *Augen-Blicke. Erinnerung, Zeit und Geschichte in Dramen der neunziger Jahre*, dass eine Auseinandersetzung mit diesem Thema durchaus ergiebig und längst notwendig ist.

Anhand zeitgenössischer Theoriebildungen aus der Literatur- und Kulturwissenschaft wie den *Gender Studies*, den Memoria-Theorien und anthropologischer und philosophischer Konzepte untersucht Schöblier inwieweit TheaterautorInnen der neunziger Jahre historische und gesellschaftliche Entwicklungen ihrer Zeit rezipieren. Dabei werden sowohl namhafte DramatikerInnen wie Rainald Goetz, Peter Handke, Elfriede Jelinek, Botho Strauß und Marlene Streeruwitz als auch weniger kanonisierte wie Sibylle Berg, Gesine Danckwart, John van Dörfel, Thomas Jonigk, Dea Loher, Marius von Mayenburg, Albert Ostermaier und Patrick Roth behandelt.

In einem einleitenden Kapitel zeigt Schöblier zunächst zusammenfassend die jüngsten Entwicklungen der zeitgenössischen Theaterpraxis und -theorie auf. Der Fall der Mauer, die beschleunigte Verbreitung von Massenmedien, steigende Arbeitslosenzahlen, Fremdenhass und die zunehmende Auflösung und Hinterfragung traditioneller Werte werden zu zentralen Inhalten der Dramen der neunziger Jahre. Für die Großzahl der Autorinnen und Autoren ist auch die Auseinandersetzung mit dem Dritten Reich und der Umgang mit der Erinnerung an dieses maßgeblich. Für die Dramen der neunziger Jahre ist die so genannte „postdramatische“ Form kennzeichnend. Auf der Ebene der Damentexte bedeutet dies u.a. ein radikales Aufbrechen der traditionellen, aristotelischen Einheiten von Ort, Zeit, Handlung und Figuren sowie eine Hinterfragung klassischer Ästhetiken. Das Ziel ist es, eine gesteigerte Präsenz – den Augenblick, wie der Titel andeutet – zu erlangen. Nicht mehr die Sprache ist das zentrale Medium des Ausdrucks, sondern der Körper. Sprache wird in postdramatischen Inszenierungen verstärkt als „Rhythmus und Klang“ (S. 18) wahrgenommen. An die Stelle der Figurenrede treten, besonders bei Elfriede Jelinek, Text- oder Sprachflächen, die keinen eindeutig identifizierbaren Charakter hinter dem Gesprochenen mehr erkennen lassen. Fragmentierung ist demnach ein entscheidendes Merkmal des postdramatischen Theaters.

Für die literaturwissenschaftliche *gender*-Forschung sind besonders die in den Kapiteln 1.1, 1.3. und 3.1.2. behandelten Dramen von Elfriede Jelinek, Marlene

Streeruwitz und Thomas Jonigk interessant: Anhand von Jelineks *Raststätte oder Sie machens alle* und Streeruwitz' *New York, New York, Sloane Square* und *Tolmezzo* arbeitet Schößler unter anderem heraus, inwieweit die Autorinnen feministische Kritik in ihre Stücke integrieren. Jelinek führt in *Raststätte* eine Geschlechterhierarchie vor Augen, in deren symbolischer Ordnung Frauen mit ‚dem Osten‘, ‚dem Anderen‘ gleichgesetzt werden. Das Männliche repräsentiert im Gegensatz dazu den kolonisierenden, fortschrittlichen Westen. Jelinek verweist damit auf ein Weiblichkeitskonzept, in dem die Frau als Mangelwesen erscheint und bezieht sich auf Freuds Theorie vom weiblichen Penisneid.

Streeruwitz entwirft mit ihren Dramen ein weibliches Gegenkonzept zu patriarchaler Hochkultur. Deren Kanonisierungsprozesse basieren, so die Autorin, auf dem Ausschluss weiblichen Schreibens. Laut Streeruwitz verfestigt das tradierte, männliche Kunstkonzept vom „Wahren, Schönen, Guten“ (S. 105) hierarchisierte Geschlechterverhältnisse. In *New York, New York* führt Streeruwitz das Motiv der ‚schönen [weiblichen, F.B.] Leiche‘ ein, um es als Notwendigkeit der patriarchalen Hochkultur zu entlarven. Ihr Stück *Tolmezzo* lehnt Streeruwitz bewusst an Horváths Drama *Geschichten aus dem Wienerwald* an, um exemplarisch das Thema Zwangsehe als kennzeichnend für eine „barbarische Geschlechterordnung“ (S.128) vorzuführen.

Thomas Jonigks *Du sollst mir Enkel schenken* könnte besonders für eine queer-theoretische Perspektive interessant sein – schade, dass Franziska Schößler diesen Theorieansatz nicht expliziter integriert. Schößler fasst Jonigks Stück unter das Kapitel „Familiendesaster“. Jonigk konzentriert sich in *Du sollst mir Enkel schenken* auf die Produktion der heteronormativen, patriarchalen Ordnung und klassifiziert die (bürgerliche Klein-) Familie und deren Sexualpolitik als Kern dieser Struktur. Ziel dieser Sexualpolitik ist einzig und allein die Reproduktion, die gleichzeitig an ein bürgerliches Leistungsprinzip gebunden ist. Jonigk sieht in dieser familialen Zwangsordnung eine deutliche Parallele zur repressiven NS-Gesellschaft.

Besonders interessant ist auch der Schluss des Bandes, in dem Franziska Schößler drei Personen, die unmittelbar aus dem Theater- und Literaturbetrieb stammen, in von der Literaturwissenschaftlerin selbst geführten Interviews zu Wort kommen lässt. Thomas Jonigk betont, dass ihm u.a. die Auseinandersetzung mit der Kategorie Geschlecht in zeitgenössischer Dramatik besonders wichtig sei. Das letzte Interview, ein Gespräch mit Oliver Held, Dramaturg am Freiburger Theater unter der Intendanz von Amélie Niermeyer, bietet ein weiteres Mal einen kurzen, kompakten Überblick über aktuelle Bewegungen und Tendenzen am zeitgenössischen deutschsprachigen Theater.

Franziska Schößlers Band *Augen-Blicke. Erinnerung, Zeit und Geschichte in Dramen der neunziger Jahre* ist demnach eine gelungene und komplexe Bestandsaufnahme des deutschsprachigen Theaters, insbesondere der Dramentexte. Er leistet einen wichtigen Beitrag zur literaturtheoretischen Auseinandersetzung mit zeitgenössischer Dramatik.

Rezensionen zum Thema ,Gender in der internationalen Politik‘

Mona Hanafi El Siofi

Hybride Geschlechtsidentitäten, vergeschlechtlichte Ökonomien und lokalisierte ‚Global Lifestyles‘

Sabine Hess/Ramona Lenz (Hrsg.): *Geschlecht und Globalisierung – Ein kulturwissenschaftlicher Streifzug durch transnationale Räume*, Königsstein/Ts. 2001 (Ulrike Helmer Verlag, 244 Seiten, 17,90 €).

Der hier besprochene, sich in drei Teile gliedernde Sammelband beginnt mit einer ausgezeichneten Einleitung von *Sabine Hess* und *Ramona Lenz*, in der verschiedene Theorien und Aspekte rund um das Thema Globalisierung vorgestellt werden.

Der erste Teil der Anthologie trägt den Titel „Gender hybridisiert?“. Dieser ist vielleicht etwas irreführend gewählt, denn darin wird, wenn auch unter Berücksichtigung von *Gender*, im Schwerpunkt aber ein Konzept von Ethnizität vorgestellt, das in den USA schon mindestens seit Anfang der 1990er Jahre diskutiert wird. Das Konzept vereint anhand auch in Deutschland populär gewordener Bindestrichbegriffe wie ‚afro-deutsch‘ oder ‚deutsch-türkisch‘ die Identitätsbezeichnungen zweier, scheinbar in sich homogener kultureller oder nationaler Gemeinschaften zu einer neuen dritten, also hybriden ethnischen oder nationalen Identitätsbezeichnung. *Encarnación Gutiérrez Rodríguez* diagnostiziert in ihrem Aufsatz, dass dieses postkoloniale Hybriditätskonzept die politisch relevanten ‚Misch‘-Identitäten von MigrantInnen, die in früheren Jahren pathologisiert wurden, immerhin positiv wertet. Dennoch vertritt sie die Ansicht, dass das Modell Hybridität im Grunde der binären Logik von Geschlechter-, Ethnizitäts- und Nationalitätsdifferenzen verhaftet bleibt bzw. sie reaktiviert. So wird deren Existenz unhinterfragt weiter fortgeschrieben und mündet nur in einer abermaligen Besonderlichung oder in der wiederholten Feststellung von Differenz, statt in Anerkennung.

In ihrem Beitrag zu Globalisierungs- und Lokalisierungsprozessen in Indonesien stellt auch *Judith Schlehe* fest, dass die aktuelle Euphorie gegenüber Hybridisierungsentwürfen als Infragestellung geschlechtlicher, kultureller und/oder ethnischer Differenzen nicht unbedingt gerechtfertigt ist. Die Autorin berichtet zwar durchaus von kreativen Neugestaltungen transkultureller Geschlechterbeziehungen zwischen indonesischen Männern und westlichen oder japanischen Frauen; aber in solchen Aushandlungsprozessen sind die jeweilig imaginierten kulturalisierten Geschlechterimages außerordentlich hartnäckig und stabil. Sie können, wenn überhaupt, nur in sehr langsamen, mühevollen und konfliktreichen Schritten revidiert werden.

Aus der Sicht von *Elka Tschernokoschewa* jedoch bietet das Hybriditätskonzept gerade die Möglichkeit eines Auswegs aus den klassischen Entweder-Oder-Modellen. Sie erläutert das anhand der in Deutschland lebenden sorbischen Minderheit. Hybridität bzw. „der für das Hybride empfindliche Blick“ bedeutet für sie „den Versuch, das Ambivalente, Heterogene und Dynamische an kulturellen Phänomenen

zur Geltung zu bringen und damit auch den Prozeß der Vermittlungen [zwischen kulturellen Phänomenen, A.d.V.] zu benennen“ (S. 73). Derart können nach *Tschernokoschewa* sonst miteinander konkurrierende, homogenisierte ethnische oder geschlechtliche Konstrukte entschärft und in ihrer Reichhaltigkeit gelebt werden.

Im zweiten Teil „Globalisierte Geschlechter-Ökonomien und -Identitäten“ befassen sich *Katharina Pühl* und *Susanne Schultz* mit den neoliberalen Umstrukturierungsprozessen, die bestehende Geschlechterverhältnisse zugleich flexibilisieren und festschreiben. So wird heute die emanzipative Rhetorik der Frauenbewegung im neoliberalen Kontext dazu verwendet, um die Arbeitswilligkeit und Leistungsbereitschaft von Frauen zu steigern, auf dass sie wettbewerbsfähig werden und nicht etwa die Gesellschaft bzw. den Staat finanziell belasten. Die Autorinnen entlarven am Beispiel der Förderung von Unternehmerinnen in der BRD den staatlichen Versuch einer Neueregulierung von Geschlechterverhältnissen mittels erwarteter „feminisierter [Selbst-]Verantwortung“ als faktisch nur am ökonomischen Zugewinn orientiert und damit als oberflächlich. Zwar werden die strukturellen Barrieren von Frauen v.a. mit Kindern als „Defizit“ oder „Benachteiligung“ zweifelsohne artikuliert, aber der Abbau solcher Hindernisse wird bisher kaum forciert. Die konservativ vorausgesetzte Geschlechterordnung bleibt also weiter gegebene „Umweltbedingung“. Positiv zu beurteilen ist laut *Pühl* und *Schultz* jedoch, dass die untersuchten Frauen darauf pragmatisch und selbstbewusst reagieren, indem sie z.B. widerständig eigene Leitbilder für ihre Unternehmen entwerfen.

Ein weiteres Beispiel für das nur am ökonomischen Zugewinn orientierte, neoliberale Leitbild der BRD ist in diesem Aufsatz die vergeschlechtlichte Einforderung individueller „reproduktiver Gesundheit“ im Rahmen der Biopolitik. Sie gerät für Frauen schnell zum Zwang, bestimmte medizinische Technologien und Verfahren zu beanspruchen. Beim Verzicht auf Behandlungen oder Voruntersuchungen wird zunehmend eigenverantwortliches Fehlverhalten bzw. die Selbstverschuldung von Erkrankungen moralisiert. Und die Vorspiegelung einer völligen Kontrollierbarkeit von Schwangerschaftsverlauf oder Gesundheit verordnet Frauen außerdem die eigenverantwortliche Herstellung angenommener ‚bester‘ biologischer, ‚weiblich natürlicher‘ Bedingungen. Eine solchermaßen erwartete Handlungsrationaltät von Frauen kann jedoch nur ungerechtfertigt in den Kontext von Autonomie gestellt werden, denn den Autorinnen nach sollen durch das staatliche Verlangen eines spezifischen „generativen Verhaltens“ vorwiegend bevölkerungspolitische Ziele erreicht werden, während gleichzeitig aber die sozialen Bedingungen z.B. bei der Entscheidung für oder gegen Kinder ausgeblendet bleiben.

Sabine Hess und *Ramona Lenz* problematisieren die Ethnisierung der Hausarbeit in Europa, die durch kapitalistische Globalisierungsprozesse vorangetrieben wird. Auf der Suche nach einem besseren Auskommen nimmt die Feminisierung von Migration v.a. von Süd nach Nord und von Ost nach West zu. Das verweist gleichermaßen „auf die strukturellen geschlechtsspezifischen Bedingungen in den Herkunftsländern sowie auf die vergeschlechtete Integration von Migrantinnen in den Zielländern“ (S. 139f). Letzteres konstituiert eine intra-geschlechtliche

Neuordnung zwischen Frauen der europäischen Mittel- und Oberschicht, die sich inzwischen prestigeträchtigerer Erwerbsarbeit zuwenden, auf der einen und Migrantinnen, die – teils mit Hochschulabschluss – z.B. als ihre „Dienstmädchen“ im Haushalt arbeiten, auf der anderen Seite. Ermöglicht wird diese rassistisch-sexistische Schieflage durch nationale Einwanderungspolitik, die Migrantinnen entweder illegalisiert oder aufgrund ihres Ausländerinnenstatus an der Beteiligung auf dem höherqualifizierten Arbeitsmarkt behindert.

Gülşün Karamustafa schildert die Hintergründe und den Vorgang einer ihrer Kunst-Performances, zu der sie sich durch die neuere Kleinhandel-Wirtschaftsform osteuropäischer so genannter ‚Kofferhändlerinnen‘ in Istanbul angeregt sah, die dort auf speziellen Märkten – eben aus dem Koffer – ihre Waren verkaufen. Diese „informelle, unregulierte Grenzökonomie“ beschneidet bisher die Bedeutung Westeuropas als Wirtschaftszentrum nicht nur in der Türkei, sondern auch in anderen ost-, mittel- und südeuropäischen Ländern. Zumindest bis vor kurzem waren die Kofferhändlerinnen für die jeweiligen Volkswirtschaften von größter Wichtigkeit. Da in dem genannten geografischen Raum der Kofferhandel aber zunehmend durch die wirtschaftlichen Krisen höherer Ordnung stark beeinträchtigt wird, ist nach *Karamustafa* nun doch davon auszugehen, dass er ausstirbt.

Dem Themenkomplex „Produktive Konsumpraktiken“ widmet sich der dritte Teil der Aufsatzsammlung: Sowohl im marxistischen als auch im neoliberalen Verständnis von Ökonomie entsprechen informelle Tätigkeiten nicht dem Begriff von Arbeit als bezahlter Güterproduktion. Daher gelten sie als außerökonomisch. Der gesellschaftliche Nutzen sowie ihre ökonomische Wertschöpfung werden häufig ignoriert. Aber gerade informelle Tätigkeiten werden, so *Marion von Osten*, aufgrund kolonialer, rassistischer und sexistischer Strukturen weltweit überwiegend von Frauen z.B. im Haushalt, in Erziehung oder in Familienbetrieben geleistet.

Ökonomistische Argumentationen behandeln auch Produktion und Konsumtion als zwei voneinander getrennte, autonome Größen. Obwohl sie unbezweifelbar eng mit dem Bereich der Produktion zusammenhängt, gilt Konsumtion wie informelle Arbeit als außerökonomisch und nicht-produktiv. *Von Osten* führt dagegen an, dass v.a. westliche KonsumentInnen erstens ökonomische Trends, insbesondere hinsichtlich Lifestyle-Labels und Subkultur-Images, mitverursachen; und dass sie zweitens unter dem Deckmantel ihrer positiv konnotierten ‚immateriellen Arbeit‘ soziale Ungleichheit und transglobale Ausbeutung formeller Tätigkeiten von Frauen mitforcieren, die diese oft zusätzlich zu ihrer informellen Arbeit in den heute dezentralisierten Produktionsstätten internationaler Konzerne verrichten.

Wie in anderen post-kommunistischen Ländern oder den so genannten Trikont-Staaten (Staaten in den drei Kontinenten Asien, Lateinamerika und Afrika) verschafft kapitalistische Globalisierung in Rumänien nur einer kleinen Minderheit von Frauen gewisse Vorteile. Für die große Mehrheit der Frauen – ob nun in den überwiegend noch immer verstaatlichten Betrieben oder der in den Weltmarkt integrierten, privatisierten Textilindustrie – äußert sie sich in schlechter Bezahlung

und miserablen Beschäftigungsbedingungen und mündet u.a. in zunehmender Verarmung. Allerdings befasst sich *Madalina Nicolaescu* in ihrem Artikel mit etwas anderem. Sie stellt die Ergebnisse ihrer Studie vor, die sie mit Rumäninnen zu lokalen Aushandlungsprozessen mit den in den Medien vor Ort zirkulierenden, globalisierten Weiblichkeits-Images durchführte. Hierzu konzentrierte sich die Autorin auf die Rezeption lateinamerikanischer Telenovelas, US-amerikanischer Soaps und der rumänischen Sonderausgabe des *Cosmopolitan*-Magazins. Dabei wird deutlich, dass sich in Rumänien auf eigenwillige Weise durch die globalisierten Weiblichkeitsbilder zum einen zwar neue Werte in Bezug auf Konsumkultur oder Postfeminismus etablieren, aber zum anderen gleichzeitig auch traditionelle Identitäten und herkömmliche soziale Strukturen stabilisieren.

Begeistert man sich in Deutschland öffentlich und akademisch seit Beginn der neunziger Jahre für deutsch-türkischen Hip-Hop und Rap als *der* authentischen und „selbstbewussten Stimme der Diskriminierten“ oder als *der* „Musik der Marginalisierten“, weist *Ayşe Caglar* darauf hin, dass vor allem Berliner Institutionen wie Jugendzentren mit einer hohen Konzentration an MigrantInnenkindern diese in Gestalt pädagogischer Projekte dazu anregen, solche neuen, globalen Musikformen zu ihrer kreativen Selbstdarstellung aufzugreifen. Es handelt sich dabei also nicht um eine spontane Protestbewegung „von der Straße“, wie man oft glauben machen will, sondern deutsch-türkischer Hip-Hop und Rap wurden demnach institutionell hervorgerufen und mitstrukturiert. Inzwischen jedoch hat sich die Szene eigenständig sehr stark ausdifferenziert und selbst behauptet und wird – wie die in den USA – klar männlich dominiert. Das Spannende ist, dass in den Liedtexten die Terminologie und Konzepte der Debatten um Multikulturalismus und der Diskurse über ethnische Minderheiten wie z.B. die „Zerrissenheit zwischen den Kulturen“ reproduziert werden. Über eine solche Betrachtung deutsch-türkischer Selbstrepräsentation und Ausdrucksweisen, die allein aus den „Ghettos“ zu kommen scheinen, gerät indes schnell aus dem Blick, dass es noch andere, neue deutsch-türkische Räume gibt. Solche Orte sind bspw. die Lokale und Diskotheken in den teuren Stadtvierteln Berlins, in denen nur wenige MigrantInnen leben. Diese lassen sich *Caglar* zufolge ganz und gar nicht im Kontext der Ausgrenzung aus der Gesellschaft begreifen, sondern wollen, indem sie gerade auch räumlich scheinbar fixe soziale und kulturelle Grenzen überschreiten, als „transkulturelle Plätze“ verstanden werden.

Wer sich also dem Thema Globalisierung aus feministischen, kulturwissenschaftlichen und durchaus kontroversen Perspektiven nähern möchte, liegt mit der anregenden Vielfalt dieser interessanten Anthologie genau richtig.

Antje Harms

Antisemitismus: Ein blinder Fleck in der Frauen- und Geschlechterforschung

Ljiljana Radonic: *Die friedfertige Antisemitin? Kritische Theorie über Geschlechterverhältnis und Antisemitismus*, Frankfurt/M. 2004 (Verlag Peter Lang, Europäische Hochschulschriften 508, 178 S., 39,00 €).

Dass Frauen im NS vor allem unterdrückt gewesen seien und lediglich als „Gebärmaschinen“ (Wiggershaus) eines extrem patriarchalen Systems fungiert hätten, war lange Zeit die vorherrschende Meinung in Frauenbewegung und Frauenforschung. Erst ab Ende der 1980er-Jahre wurden Stimmen laut, die diese Opferthese einer grundlegenden Kritik unterzogen. Obwohl inzwischen eine Reihe geschlechtergeschichtlicher Arbeiten erschienen ist, die sich mit weiblicher Täterinnenschaft im NS und der Beteiligung von Frauen an Rassenpolitik und Vernichtung der europäischen Jüdinnen und Juden befassen, ist die Monografie von Radonic die erste, die systematisch und theoretisch die Funktionsweise des Antisemitismus von Frauen untersucht.

Grundlage der überaus interessanten Arbeit ist die Kritik an Margarete Mitscherlichs psychoanalytischer Studie über *Die friedfertige Frau* von 1983, in der diese Antisemitismus als „Männerkrankheit“ bezeichnete und judenfeindliche Einstellungen von Frauen auf deren „Anpassung an männliche Vorurteile“ zurückführte. Diese Thesen, die auch bei Mitscherlich dazu dienen, Frauen von jeglicher Verantwortung für NS und Holocaust freizusprechen, widerlegt Radonic, indem sie – ausgehend von der Freudschen Psychoanalyse und ihrer Weiterentwicklung durch die Kritische Theorie – Schritt für Schritt nachweist, dass Frauen ebenso wie Männer psychischen Gewinn aus der antisemitischen Projektion ziehen.

In Auseinandersetzung mit der Freudschen „Weiblichkeitstheorie“ und deren feministischer Rezeption arbeitet Radonic heraus, dass die psychoanalytischen Thesen von einem schwächeren weiblichen Über-Ich so nicht haltbar sind und letztendlich nur biologistisch begründet werden können. Indem sie auf die gesellschaftliche Bedingtheit von psychischen Mechanismen wie Penisneid, Kastrationsangst und Ödipuskomplex und auf die Erosion väterlicher Autorität hinweist, an deren Stelle andere, außerfamiliäre Autoritäten an Bedeutung gewinnen, kann Radonic zeigen, dass Mädchen und Jungen die gleichen Autoritäten verinnerlichen und somit „zumindest theoretisch die gleichen Chancen [haben], ein starkes Über-Ich zu entwickeln“ (S. 45).

Dass deshalb nicht zwangsläufig von einer allgemeinen Über-Ich-Schwäche bei Frauen gesprochen werden kann, ist im Hinblick auf Radonics Erkenntnisinteresse insofern wichtig, als dass bei Mitscherlich ein starkes Über-Ich, welches zur Verdrängung von Aggressionen, deren Projektion auf Sündenböcke und damit zum An-

tisemitismus führe, als typisch männlich dargestellt wird, während das schwächere Über-Ich von Frauen diese nicht zum Antisemitismus prädestiniere.

Neben dieser Abarbeitung an Mitscherlichs Thesen beschäftigt sich Radonic mit den Studien der Kritischen Theorie zum autoritären Charakter und der Massenpsychologie im Anschluss an Freud. Auch wenn die Psychoanalyse keine umfassende oder endgültige Erklärung für Antisemitismus liefern könne, so Radonic, verdeutliche sie doch den psychischen Gewinn und die narzisstische Aufwertung der AntisemitInnen über den Antisemitismus. Herausgearbeitet werden von ihr die psychischen Mechanismen, die dem autoritären Charakter zugrunde liegen, wie Verdrängung und Aggression, Macht und Disziplin, gestörte Objektbesetzungen, konformistische Rebellion und pathische Projektion. Darüber hinaus zeigt Radonic, dass der antisemitische

Mechanismus der Abwehr narzisstischer Kränkung gerade in der kollektiv-narzisstischen Aufwertung in der Masse der Gleichgesinnten seine prädestinierte Lösung findet. (S. 75)

Auf diesen Ergebnissen aufbauend diskutiert Radonic, „ob beim Antisemitismus geschlechterspezifische Aspekte festgestellt werden können“ (S. 87) und ob es „so etwas wie einen typisch weiblichen autoritären Charakter gibt“ (S. 88). Unter Bezugnahme auf die bisher in der Forschung kaum rezipierte Studie von Frenkel-Brunswick und Sanford über antisemitische Einstellungen von US-amerikanischen Studentinnen 1944 zeigt Radonic, dass Antisemitinnen die gleiche Persönlichkeitsstruktur aufweisen wie Antisemiten: u.a. Ambivalenz gegenüber Elternfiguren, aggressive Tendenzen, soziale Angst und sozialer Neid, Gut-Böse-Denken, strenge moralische Wertungen, Autoritätshörigkeit, paranoide Züge, Unfähigkeit zu empathischen zwischenmenschlichen Beziehungen und die daraus resultierende Verschiebung unerlaubter Wünsche auf JüdInnen. Geschlechtsspezifische Unterschiede zwischen Antisemitinnen und Antisemiten lägen dagegen in den zu verdrängenden Inhalten. Während Männer vor allem Hassgefühle gegenüber Autoritäten und als unmännlich geltende Regungen unterdrückten, verdrängten Frauen jegliche Aggressionswünsche und besonders auch als unmoralisch empfundene sexuelle Bedürfnisse. „Die Projektion dieser unerlaubten Regungen auf andere erfüllt gerade auch bei Frauen eine wichtige Integrationsfunktion“, so Radonics Fazit (S. 158).

Indem Radonic sowohl die Thesen Mitscherlichs über die weibliche Friedfertigkeit widerlegt als auch die Ergebnisse der Kritischen Theorie zu psychischen Mechanismen des autoritären Charakters um eine Gender-Perspektive erweitert, stellt sie überzeugend dar, warum Frauen ebenso antisemitisch wie Männer sein können.

Radonic hat mit ihrer Monografie ein äußerst wichtiges und lesenswertes Buch verfasst, welches über das eigentliche Thema hinaus einen gelungenen Einstieg in die Freud'sche Psychoanalyse und deren feministische Rezeption liefert. Zu bemängeln sind deshalb lediglich ab und an einige stilistische Schwächen und sprachliche

Redundanzen sowie der nicht immer ganz nachvollziehbare Aufbau der Arbeit. So erscheint beispielsweise das Kapitel über weibliche Täterschaft und Antisemitismus von Frauen im NS, in welchem Radonic sehr kritisch auf die verharmlosende und identitätsstiftende, dabei teilweise selbst antisemitisch argumentierende Frauengeschichtsschreibung und Frauenbewegung eingeht, merkwürdig losgelöst von ihrer psychoanalytischen Auseinandersetzung mit dem Antisemitismus von Frauen. Dies schmälert jedoch in keiner Weise die Qualität von Radonics Arbeit, mit der sich sowohl Antisemitismusforschung als auch Geschlechterforschung dringend auseinanderzusetzen hätten.

Christina Harms

„Imitationen, Irritationen und Transgression“

Claudia Brunner: Männerwaffe Frauenkörper? Zum Geschlecht der Selbstmordattentate im israelisch-palästinensischen Konflikt, Wien 2005 (Braumüller, Konfliktforschung Bd. 17, 162 Seiten, 21,90 €).

Irritation ist garantiert, wenn die Bilder von Selbstmordattentäterinnen über den Bildschirm flackern. Die Behauptung, dass es sich dabei um eine Imitation männlichen Verhaltens handelt, verweist zunächst auf die Geschlechterkonstruktionen Mann-Krieg, Frau-Frieden. In ihrer Monografie versucht Claudia Brunner den realen, symbolischen und diskursiven Transgressionen auf die Spur zu kommen, die durch Selbstmordattentäterinnen und Medienberichte über sie zustande kommen. Im Mittelpunkt ihres Interesses stehen die palästinensischen Selbstmordattentäterinnen der Jahre 2002 und 2003, Ereignisse, die die mediale Welt in Aufruhr brachten – auch wenn Selbstmordattentate von Frauen bereits damals weltweit kein Novum waren, wie in einem Exkurs dargelegt wird. Dennoch mangelt es immer noch an einem theoriegeleiteten Modell, um dieses Phänomen zu analysieren, weshalb die Autorin Terrorismus- und Gewaltforschung sowie feministische Studien heranzieht. Ausgangspunkt ihrer wichtigen Arbeit ist *gender* als Analysekategorie, um auf diese Weise die den medialen Repräsentationen von Selbstmordattentäterinnen zugrunde liegenden Diskurslogiken und Konstruktionen aufzudecken. Die zentrale Frage der Autorin beschäftigt sich mit der Herstellung von Geschlechterkonstruktionen bei der Beschreibung und Positionierung von Selbstmordattentäterinnen. Daneben eröffnet sich jedoch noch eine zweite, normativ aufgeladene Frage, nämlich ob Selbstmordattentate, die von Frauen durchgeführt werden, ein Zeichen für oder ein Weg zu mehr Gleichberechtigung von Männern und Frauen in der patriarchalen oder androzentrischen Gesellschaft seien (sein können) – eine provokante Frage, zu deren Beantwortung Brunner einen Diskurs zwischen Legalität und Legitimität der Handlung als solcher spannt. Beide Fragestellungen werden einerseits politikwissenschaftlich andererseits diskurstheoretisch analysiert. Dem gesamten Fragekomplex widmet sich die Autorin sehr detailliert, was in einer differenzierten Analyse

resultiert. Der Zusammenhang zwischen diskursiver Herstellung von Geschlecht und daraus abgeleiteten politischen Handlungsoptionen ist diskutierbar. Dennoch erscheint die Verquickung beider Themenfelder hier problematisch, da sie weder analytisch noch methodisch sauber voneinander getrennt sind und die Autorin ihre selbst gestellten Fragen letztlich nur mit einem vorsichtigen J-ein beantwortet.

Nichtsdestotrotz sei der Autorin Lob ausgesprochen, denn sie hat mit dieser Analyse Neuland betreten. In Anbetracht der rudimentären Forschungslage hat sie sich ihren Fragestellungen auf einer Vielzahl von Analyseebenen genähert – auch wenn nicht alle Exkurse unbedingt erforderlich sind, so entwerfen sie doch ein facettenreiches Bild, das eine erkenntnisreiche und spannende Lektüre ergibt.

Brunner vergleicht die ‚arabische‘ und die ‚westliche‘ mediale Rezeption von Selbstmordattentäterinnen, in denen ‚Frau‘ als „Projektionsfläche“ (S. 40) für zahlreiche Ideologien dient. Die Autorin untersucht die ‚palästinensischen‘ Bilder von ‚Jungfrau‘, ‚Schwangerer‘, ‚Mutter‘, ‚Feministin‘ sowie die Rolle ‚der Frau‘ als einheitsbildendes Symbol eines Volkes (Stichworte: Nationalismus, Land, Mutter). Im Mittelpunkt des ‚westlichen‘ Diskurses stehen die dichotomen Begriffspaare rational/irrational, öffentlich/privat, Vernunft/Gefühl, Ordnung/Chaos, Mann/Frau, in die auch Selbstmordattentäterinnen als irrationale, durch ihre private (Gefühls-) Welt motivierte Frauen eingeordnet werden, die durch ihr Eindringen in eine vermeintlich männliche Domäne nicht nur Chaos über ihre Opfer bringen, sondern auch in die ‚vergeschlechtlichten‘ Köpfe und gesellschaftlichen Ordnungen unserer Gegenwart. Brunner zeigt am Beispiel von acht Palästinenserinnen, die – mit einer Ausnahme – Selbstmordattentäterinnen waren, wie ‚westliche‘ Medien stets die Frage nach Freiwilligkeit und Zwang stellten, so dass Selbstmordattentäterinnen ein eigener Wille als politische Akteurinnen abgesprochen wurde – im häufigen Gegensatz zu Männern, die ebenfalls Selbstmordattentate verübten. Gerade von ‚westlichen‘ Medien wurden Selbstmordattentäterinnen stattdessen pathologisiert oder als Opfer von doppelter Gewalt (Besatzung und Patriarchat) dargestellt, während ‚arabische‘ Medien sie (nachträglich) für den ‚palästinensischen Befreiungskampf‘ rekrutierten. Offensichtlich besteht ein besonderes Bedürfnis, diese Frauen, die der vergeschlechtlichten Erwartungshaltung so eklatant widersprechen, in Geschlechterstereotypen einzuordnen.

Brunner bemüht sich trotz der dünnen Quellenlage darum, Selbstmordattentäterinnen in die organisatorischen und ideologischen Strukturen von al-Aqsa Brigaden, Hamas und Islamischem Djihaad einzuordnen. Palästinensische Frauenbewegungen werden in der historischen Dimension verglichen, v.a. die Handlungsspielräume für Frauen während der zivilgesellschaftlich getragenen ersten Intifada und der von radikalen Organisationen geführten zweiten Intifada. Die Autorin verweist auf interessante Parallelen und gegenläufige Dynamiken von Selbstmordattentäterinnen in anderen post-kolonialen Kulturkreisen wie Sri Lanka, Türkei und Tschetschenien. Die Exkurse zu den japanischen Kamikaze-Fliegern oder Soldaten im Iran-Irak Krieg scheinen dagegen unnötig, da jegliche Vergleichsbasis zu den palästinensischen Selbstmordattentäterinnen fehlt. Brunner resümiert, dass selbst durch die

Präsenz von Frauen an Männerorten [nicht] etwas substantiell verändert werden [kann], wenn die Rahmenbedingungen dieser Gruppe von hauptsächlich Männern dienenden Interessen geleitet sind (d.h., auch Frauen können männliche Interessen durchsetzen) (S. 146)

In keinem der beschriebenen Fälle konnten Frauen durch ihre Beteiligung an Selbstmordattentaten mehr Gleichberechtigung für Frauen erreichen. In Bezug auf die palästinensischen Selbstmordattentäterinnen fehlen allerdings Dokumente, die belegen könnten, dass dies überhaupt das Ziel der sieben Frauen war, die sich in die Luft sprengten. Die äußerst schwierige Gratwanderung zwischen Diskurs- und Politikanalyse, zwischen Repräsentation und einer vermeintlichen ‚Wirklichkeit‘ gelingt Brunner dabei fast immer.

Ihre Exkurse auf die israelische Seite sowie den Verhandlungsprozess zwischen beiden Völkern erscheinen dagegen – gerade im Vergleich zu der minutiösen Aufarbeitung der Komplexität der palästinensischen Gesellschaft – sehr unterkomplex. Dies ist bedauerlich, da eine Auslassung dieser Themenfelder der Analyse keineswegs geschadet hätte. Die Einführungen und Zusammenfassungen, die sowohl die Monografie als auch jedes Kapitel und Unterkapitel einrahmen, sind etwas ausführlich geraten und ebenfalls nicht immer notwendig.

Für ihre Analyse beruft sich die Autorin auf englisch- und deutschsprachige Literatur sowie Übersetzungen aus dem arabischen Raum – und weist zugleich (zu Recht) auf die damit einhergehenden Beschränkungen für das Erkenntnisinteresse hin. Eine Ausweitung der Quellenlage und des Forschungsdesigns v.a. durch arabisch sprechende WissenschaftlerInnen, könnte eine relevante Ergänzung zu Brunners Ansatz darstellen, der nicht nur eine differenzierte Analyse der Diskurse im arabischen Raum, sondern auch eventuell bei Brunner vorhandene ethnozentrische Tendenzen transparent machen könnte.

Insgesamt jedoch hat Claudia Brunner eine sehr empfehlenswerte Analyse und – im wahrsten Sinne des Wortes – „Spurensuche“ (S. 14) veröffentlicht, die bislang unerforschte Entwicklungsdynamiken aufzeigen und wichtige Erkenntnisse vermitteln kann.

